

... für allgemeine Volksschulen des Königreiches der
... erben, Kroaten und Slowenen

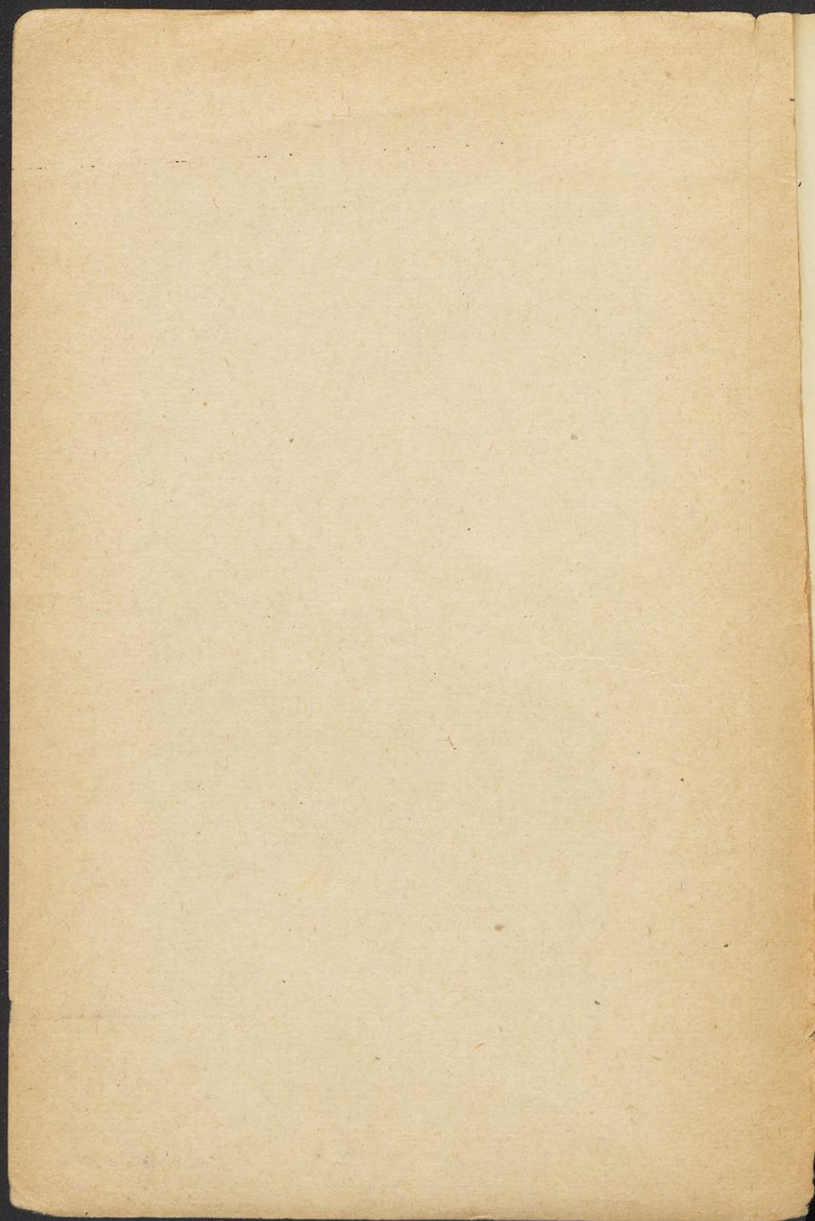
Dr. Fink — M. Rožuh

Zweites Lesebuch



Maribor 1922

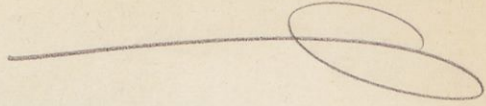
Verlag der „Mestna občina mariborska“



Am

Am.

Lorber



S. M. König Alexander I.

1892

Verlag von ...



S. M. König Alexander I.

Deutsche Lesebücher für allgemeine Volksschulen des Königreiches der
Serben, Kroaten und Slowenen.

(Ausgabe in drei Teilen).

Zweiter Teil.

(Für das zweite und dritte Schuljahr).

Zweites Lesebuch.

Im Auftrage der „Mestna občina mariborska“ verfaßt von

Fr. Fint, Stadtschulinspektor,

unter Mitwirkung von M. Rožuh, Oberlehrer.

(Zum Unterrichtsgebrauche an Volksschulklassen mit deutscher Unterrichtssprache zulässig
erklärt mit Erlaß der „Pokrajinska uprava za Slovenijo v Ljubljani, oddelek za prosveto in vere“,
S. 2741 vom 20. Juli 1922).

Preis 12 Din.

Maribor 1922.

Verlag der „Mestna občina mariborska“.

Textile Verleger für allgemeine Kollektionen des Königreiches von
Serbien, Kroatien und Slavonien.

Alle Rechte vorbehalten!

21059/2, 1922



S 14299

Druck „Ljudska Tiskarna“, Maribor.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
I. Der Tageslauf.		33. Die wandelnde Glocke (J. W. v. Goethe)	22
1. Der liebe Gott (W. Hey)	1	34. Rätsel	22
2. Morgengebet (G. Ch. Dieffenbach)	1	35. Der Sonntag. (Nach H. Enslin)	23
3. Aus dem Bette. (Nach A. v. Ohm)	1	36. In der Kirche. (W. Hey)	23
4. Die Dienerschaft (Robert)	2	37. Das Benehmen in der Kirche. (Fr. Fink)	24
5. Gib uns heute unser tägliches Brot! (Nach E. Lausch)	2	38. Sprichwörter und Sprüche	24
6. Das Tischgebet. (W. Hey)	3	IV. Die Gesundheit und unser Körper.	
7. Der süße Brei (Grimm)	3	39. Gesundheit ist ein großer Schatz. (Nach Chr. G. Salzmann)	24
8. Die Tageszeiten (Nach G. Eberhard)	4	40. „Mladi Junaki“. (Fr. Fink)	25
9. Das Gewissen. (Friedr. Möller)	5	41. Das beste Getränk. (Denzel)	26
10. Der Abend. (Nach W. Curtman)	6	42. Sei reinlich! (Nach F. Mohaupt)	26
11. Das Lied vom Monde. (Hoffmann v. Fallersleben)	6	43. Vom Waschen und Baden. (F. Mohaupt)	27
12. Gute Nacht	7	44. Reinlichkeit. (Fr. Rückert)	28
13. Der Traum (W. Blüthgen)	7	45. Die Suppe. (Chr. Schmid)	28
14. Sprichwörter und Sprüche	8	46. Vom Essen. (Nach F. Mohaupt)	28
II. Die Schule.		47. Die Glieder des menschlichen Leibes. (J. H. Campe)	29
15. Spruch	8	48. Rätsel	29
16. Die Schule	8	49. Das Goldfingerlein (W. Curtman)	30
17. Sei gefällig! (Beynef's Lesebuch)	9	50. Die Finger. (Hartmann)	31
18. Sei ausdauernd!	10	51. Sprichwörter und Sprüche	31
19. Es geht mir nicht ein. (F. Sturm)	11	V. In Haus, Hof und Garten.	
20. Zwei schlechte Schüler (A. M. Stomset)	11	52. Der Hausbau. (Nach Bangert)	31
21. Das Turnen (W. Wenhart)	12	53. Was die ganze Woche geschieht	32
22. Zu spät. (Nach G. Schanze)	13	54. Vom Ziegelstein auf dem Dache. (Nach Runkwitz und Wagner)	33
23. Der neue Schüler. (G. Ch. Dieffenbach)	13	55. Sorglosigkeit schadet. (Nach Runkwitz)	34
24. Knabe und Hündchen. (W. Hey)	14	56. Der kleine Baumeister. (R. Klement)	34
25. Mahnung. (Aus „Alte und neue Kinderlieder“)	14	57. Das Haus. (Fr. G. Bocci)	34
26. Der Brief. (Fr. Fink)	15	58. Die Familie. (Nach L. Kellner)	35
27. Sommerferien. (Paul Richter)	15	59. Mutters Geburtstag. (A. Herbst)	36
28. Sprichwörter und Sprüche	16	60. Der Namenstag des Vaters. (Nach Krummacher)	37
29. Die lateinische Druckschrift	17-20	61. Glückwunsch zum Namenstage	37
III. Die Kirche.		62. Zum Geburtstage des Vaters	38
30. Gott. (W. Hey)	20		
31. Gott grüße dich! (F. Sturm)	21		
32. Der Kirchturm. (Fr. Wiedemann)	21		

	Seite
63. Spruch	38
64. Wie die Verwandten heißen. (Aus „Steckenpferd u. Puppe“)	38
65. Glückliches Alter. (Aus „Samen- körner“)	38
66. Mutterliebe. (Paulisch)	39
67. Kinderliebe. (Nach Staub)	39
68. Kindesherz. (Kletke)	40
69. Die bestrafte Neugierde. (Nach Haesters)	40
70. Treueste Liebe (Paul Heyse)	41
71. Gott sieht es. (Chr. Schmid)	41
72. Lebensgeschichte einer Stuben- fliege. (H. Wagner)	42
73. Mutter Schwalbe. (G. Chr. Dieffenbach)	43
74. Der Hund	44
75. Die Katze mit dem Glöcklein	44
76. Miez ist krank. (A. Sturm)	44
77. Der Kater und der Spaß. (D. Dähnhardt)	45
78. Bestrafter Ungehorsam. (S. W.)	45
79. Die Tiere in Haus und Hof. (Nach Fuß)	46
80. Das Taubenhäus. (Nach Dr. Pilz)	47
81. Der Kikeriki-Hahn. (Hoffmann v. Fallerleben)	47
82. Haushahn u. Henne. (H. Wagner)	47
83. Rätsel	48
84. Das Pferd. (Nach Czerny-Bielig)	49
85. Spazenausflug. (Fr. Güll)	49
86. Der Haussperling. (Bieliz-Czerny)	50
87. Der Nutzen des Schweines. (Nach Czerny)	51
88. Die Enten. (J. Karker)	53
89. Das Vogelnest. (L. Kellner)	53
90. Das Johanniswürmchen. (Nach A. M. Slomset)	54
91. Die Rosen. (Chr. Schmid)	54
92. Der Garten des Herrn Miro- holsti. (Nach J. Stritar)	55
93. Der Apfelbaum. (F. Noll)	57
94. Meide schlechte Gesellschaft!	57
95. Der böse Fritz. (E. Mörike)	58
96. Die drei Schmetterlinge. (W. Curtman)	59

	Seite
VI. In der Stadt und auf dem Lande.	
97. Stadt und Land	60
98. Die Stadt	60
99. Alle Menschen müssen arbeiten	61
100. Was mir der Mond erzählte. (H. Chr. Andersen)	62
101. Die Schuhe. (J. Vohmeyer)	62
102. Der Schuster. (H. Fraungruber)	63
103. Der Uhrmacher. (Nach Rade)	64
104. Rätsel	64
105. Der Schmied. (H. Fraungruber)	64
106. Die traurige Geschichte vom dummen Hänzchen. (R. Bwen- stein)	65
107. Gebäude und Denkmäler. (Nach A. v. Ohm)	65
108. Im Krankenhaus. (Nach Th. Meyer-Merian)	66
109. Die Drähte längs der Straße. (Nach A. v. Ohm)	67
110. Die Eisenbahn. (Fr. Fink)	68
111. Am Fischteich. (Nach Pilz)	69
112. Das Fischlein. (G. Chr. Dieffen- bach)	70
113. Der Spazennichel. (Nach W. Curtman)	71
114. Das Gasthaus. (Nach Chr. Schmid)	71
115. Das Gewitter	72
116. Die Feuerwehr. (Ilse Frapan)	73
117. Das Dorf. (R. Reinick)	73
118. Die drei Gehilfen. (Nach B. Auerbach)	74
119. Die Landstraße. (Nach R. Niedergesäß)	75
120. Zwei wissen darum (Nach R. Holz)	76
121. Dorfmusik. (Chr. Dieffenbach)	76
122. So Gott will! (Nach B. Brčević)	77
123. Die Frösche. (W. v. Goethe)	77
124. Der Bauer	78
125. Der Bauer. (H. Fraungruber)	78
126. Rätsel	79
127. Der Grenzstein. (Grimm)	79
128. Die Rübe. (Nach J. und W. Grimm)	81

	Seite		Seite
129. Der Rübenzucker. (Nach H. Wagner)	83	163. Die Waldmaus. (Nach Wagner)	107
130. Kind und Ochse. (W. Hey)	83	164. Vom Baume und vom Moose. (Nach H. Wagner)	107
131. Einkehr. (L. Uhlend)	84	165. Das Eichhörnchen. (H. Fraungruber)	108
132. Das Marienkäferchen. (N. Metzroth)	85	166. Rätsel. (R. Löwenstein)	109
133. Die Wiese	85	167. Das Schnecklein	109
134. Rätsel. (Fr. W. Güll)	86	168. Rätsel	110
135. Das Häschen. (Fr. Güll)	86	169. Der Fuchs und der Fgel	110
136. Die Heuernte	87	170. Der Hahn, der Hund und der Fuchs (W. Curtman)	110
137. Der Heuwagen. (Fise Frapan)	87	171. Sprichwörter und Sprüche	111
138. Der Wert der Arbeit. (Chr. F. Gellert)	88		
139. Die Ähren	88	VII. Die Jahreszeiten.	
140. Im Kornfelde. (M. Kozuh)	89	172. Die Jahreszeiten	112
141. Die Kornähren. (Chr. v. Schmied)	90	173. Die vier Brüder. (Fr. v. Schiller)	113
142. Rätsel	91	174. Frühlingsbotschaft. (Hoffmann v. Fallersleben)	113
143. Der Hase im Kobl. (H. Seidel)	91	175. Das Schneeglöckchen. (A. Forsteneichner)	114
144. Der Dieselfink. (W. Curtman)	91	176. Frühlingszeit. (W. Hey)	114
145. Handwerksleute. (J. Sturm)	92	177. Das Weisichen. (Fr. Noll)	115
146. Die Ernte	92	178. Das Blumenpflücken. (Fr. Rückert)	115
147. Die Kartoffelernte. (Lesebuch v. Bielie-Czerny)	93	179. Das Vöglein im Frühlinge. (Kölner Lesebuch)	115
148. Die hohle Nuß. (H. Wagner)	95	180. Der Streit um die Wohnung. (R. Kofrbach)	116
149. Das Bächlein. (J. Trojan)	96	181. Ostern. (Falk)	117
150. Die Weintraube des hl. Urban. (Volkslegende)	97	182. Allelujah! (V. Kosmak)	117
151. Der Fuchs und die Weintraube. (Nach Äsop)	98	183. Bienehen im Frühlinge. (W. Curtman)	117
152. Die Weinese. (Fr. Fink)	98	184. Des Kirschbaums Gäste. (E. Lausch)	118
153. Rätsel	99	185. Rätsel	119
154. Das Bergwerk. (Nach W. Curtman)	100	186. Vergißmeinnicht. (A. Cosmar)	119
155. Die grüne Stadt. (E. Ortlepp)	101	187. Maiglöckchen. (G. Chr. Dieffenbach)	119
156. Rätsel	101	188. Der Waidläser. (Quietmayer)	120
157. Kottäppchen. (Grimm)	102	189. Der Tierquäler. (W. Curtman)	122
158. Waldstadt und Riese. (Nach H. Campe)	103	190. Im Sommer. (R. Löwenstein)	123
159. Riesen und Zwerge. (H. Fraungruber)	104	191. Pfingsten. (J. Sturm)	123
160. Die beiden Ziegen. (A. L. Grimm)	105	192. Sonne und Wolke. (E. Lausch)	123
161. Der unzufriedene Kuckuck. (W. Curtman)	106	193. Die Wolken und der Regen	124
162. Der Knabe im Walde. (W. Curtman)	106	194. Es regnet. (R. Ensin)	125

	Seite		Seite
195. Regenwetter. (Fr. Halm)	126	229. Die Liebe zur Heimat. (Fr. Fink)	146
196. Der Regenbogen. (Chr. Schmid)	126	230. In der Heimat ist es schön. (J. Krebs)	147
197. Ein Wassertropfen auf Reisen. (Wiesenbergers Lesebuch)	127	231. Klein Hänschen	148
198. Die Zugvögel. (Fr. Hofmann)	128	232. Die Weltgegenden	149
199. Im Herbst (J. Trojan)	128	233. hinaus in die Ferne. (Fr. Fink)	150
200. Der Schwalben Lebenswohl. (M. Braunstein)	129	234. Mahnspruch. (H. Fraungruber)	150
201. Der Baum im Herbst. (Frei- hofer, Kinderbuch)	130	235. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen. (Fr. Rückert)	151
202. Nebel. (Ilse Frapan)	131	236. Die Entstehung der Stadt Maribor	152
203. Die Aster. (Nach Gubitz)	131	237. Die Best in Maribor	153
204. Der erste Schnee. (Fr. Güll)	132	238. Die Bäckerin Murmann	153
205. Wie der Schnee sein weißes Kleid bekam. (J. Staub)	133	239. Der Grajski trg im vorigen Jahrhunderte	154
206. Ein Staatsfeiertag. (Fr. Fink)	134	240. Der Teich im Stadtparke. (Fr. Fink)	154
207. Schneelied	134	241. Die Johannesglocke im Dom- turme zu Maribor	155
208. Der Nordwind. (Fabelbüchlein)	135	242. Die Natternkönigin	155
209. Rätsel. (Dresdner Lesebuch)	135	243. Sv. Arh na Pohorju. (J. S. Seidl)	156
210. Sankt Nikolaus. (Des Knaben Wunderhorn)	136	244. Vurberg bei Ptuj	157
211. Weihnachten	136	245. Der Wassermann. (Nach Val- vasor)	158
212. Das Christkind. (W. Hey)	137	246. Der Brand in Kočevje	159
213. Das Christbäumchen. (W. Curtman)	137	247. Der brave Soldat. (Nach S. Caspari)	159
214. Der Christbaum der Vögel. (F. Mayer)	138	248. Der kleine Soldat. (S. Fraun- gruber)	160
215. Das Eis. (Lüben)	138	249. König und Soldat. (Nach Gangl , Čitanka')	160
216. Schlittenfahrt. (R. Löwenstein)	139	250. Die Soldaten. (G. Chr. Dieffen- bach)	161
217. Winter im Garten. (J. Heinz)	140	251. Krieg im Lande. (Fr. Güll)	161
218. Sperling im Schnee. (W. Hey)	141	252. Zum Geburtstage des Königs. (Dr. F. Wendt)	162
219. Glatteis. (Nach R. Braun)	141	253. Gebet für den König und die Königin	162
220. Das Büblein auf dem Eise. (A. Göll)	142	254. Die Volkshymne: Bože pravde	163
221. Gedeket der Vögel im Winter. (E. Rittershaus)	143	Inhaltsverzeichnis	V—VIII
222. Vogel am Fenster. (W. Hey)	143		
223. Zum Neujahrstag	144		
224. Neujahr. (W. Hey)	144		
225. Rätsel	144		
226. Sprichwörter	145		
VIII. Unsere Heimat.			
227. Heimatort. (H. A. v. Kamp)	145		
228. Die Heimat. (Fr. Fink)	145		

I. Der Tageslauf.

1. Der liebe Gott.

- | | |
|--|---|
| 1. Aus dem Himmel ferne,
wo die Englein sind,
schaut doch Gott so gerne
her auf jedes Kind. | 2. Höret seine Bitte
treu bei Tag und Nacht,
nimmt's bei jedem Schritte
väterlich in acht. |
| 3. Gibt mit Vaterhänden
ihm sein täglich Brot,
hilft an allen Enden
ihm aus Angst und Not. | 4. Sagt's den Kindern allen,
daß ein Vater ist,
dem sie wohlgefallen,
der sie nie vergißt. |

Wilhelm Hey.

2. Morgengebet.

Vom Schlaf bin ich gesund erwacht;
Dir, lieber Gott, sei Dank gebracht!
Nimm mich auch heut in Deine Hut
und mache mich recht fromm und gut,
daß ich, o Gott, den ganzen Tag
Dein liebes Kindlein bleiben mag!

W. G. Dieffenbach.

3. Aus dem Bette.

Sieben Uhr!

Nun ist's Zeit, daß die Kinder aufstehen. Die Mutter geht in das Schlafzimmer und weckt sie. Franz und Marie springen sogleich mit fröhlichem Morgengruße aus dem Bette. Der kleine Karl aber reibt sich die Augen und möchte noch ein Weilchen schlafen. Die Mutter duldet dies nicht und die

Geschwister lachen ihn aus. Da schlüpft der kleine Faulpelz widerwillig aus dem warmen Neste.

Alle drei Kinder verrichten nun das Morgengebet. Die beiden größeren ziehen ihre Kleider an, waschen und kämmen sich. Karl ist hiezu noch zu klein. Ihm muß die gute Mutter helfen. Unterdessen reinigt Franz den Bogelkäfig und gibt dem Kanarienvogel frisches Wasser und Futter. Marie aber ist in den Hof geeilt, um den Hühnern Körner zu streuen und das Kaninchen mit Futter zu versorgen. Bald ist sie wieder da und deckt den Frühstückstisch. Nach dem Essen nehmen die beiden größeren Kinder ihre Schulsachen, grüßen freundlich und eilen zur Schule.

Nach Alex. v. D h m.

4. Die Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft;
 die Knechte heißen: Selbst-geschafft
 und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit,
 die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
 Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
 Hab' auch zwei Edelknaben noch,
 genannt Gebet und gut Gewissen,
 die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

Robert.

5. Gib uns heute unser tägliches Brot!

Vor dem Mittagessen rief der Großvater den kleinen Franz zu sich und sagte: „Komm her, Franz, ich will jetzt mit dir eine Prüfung abhalten, damit ich sehe, ob du flug antworten kannst. Woher nehmen wir das Brot?“

Franz: „Wir kaufen es beim Bäcker“.

Großvater: „Wo bekommt es aber der Bäcker?“

Franz: „Er macht es selbst aus Mehl“.

Großvater: „Gut; wer gibt ihm das Mehl?“

Franz: „Er kauft es beim Müller“.

Großvater: „Woher nimmt nun der Müller das Mehl?“

Franz: „Der Müller mahlt es in seiner Mühle aus Getreide“.

Großvater: „Siehst du, das weißt du alles ganz gut. Kannst du mir aber auch sagen, wer dem Müller das Getreide gibt?“

Franz: „Das Getreide gibt ihm der Bauer.“

Großvater: „Und woher nimmt es der Bauer?“

Franz: „Dem wächst es auf dem Acker“.

Großvater: „Wer läßt es wachsen?“

Franz: „Das tut der liebe Gott“.

Großvater: „Nun wissen wir alles. Der Bauer könnte nicht verkaufen, der Müller nicht mahlen, der Bäcker nicht backen und wir hätten nichts zu essen, wenn der liebe Gott nichts wachsen ließe. Darum beten wir täglich: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“

Nach E. Lausch.

6. Das Tischgebet.

Lieber Gott, du gibst zu essen
allen Wesen in der Welt;
was da springt in Wald und Feld,
niemals hast du eins vergessen.

Sorgest auch für mich und schenkest
heut' mir wieder Speis' und Trank;
Lieber Vater, habe Dank,
daß du meiner so gedenkest!

Wilhelm Hey.

7. Der süße Brei.

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein und sie hatten einst nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald. Dort be-

gegnete ihm eine alte Frau, die mußte das Unglück schon und schenkte dem Kinde ein Töpfchen. Wenn es zu dem sagte: „Töpfchen, Koch!“ so kochte es guten, süßen Hirsebrei; und wenn es sagte: „Töpfchen, steh!“ so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers los und aßen süßen Brei, so oft sie wollten.

Einmal war das Mädchen nicht zu Hause, da sprach die Mutter: „Töpfchen, Koch!“ Da kochte es und sie aß sich satt. Nun wollte sie, daß das Töpfchen aufhöre, aber sie wußte nicht, was sie sagen mußte. Also kochte es fort und der Brei stieg über den Rand hinaus und kochte immerzu, die Küche und das ganze Haus voll und das zweite Haus und dann die Straße, als wollte es die ganze Welt satt machen.

Da war nun die größte Not und kein Mensch mußte sich zu helfen. Endlich, als noch ein einziges Haus übrig war, kam das Kind heim und sprach nur: „Töpfchen, steh!“ Da stand es und hörte auf zu kochen. Und wer dann in die Stadt wollte, mußte sich durchessen.

Grimm.

8. Die Tageszeiten.

Sobald die Sonne aufgegangen ist, haben wir Tag. Dann ist es so hell, daß wir alles deutlich sehen können. Nach Sonnenuntergang wird es Nacht; dann kommt die Dunkelheit. Die Tageszeit um Sonnenaufgang nennen wir Morgen, die Tageszeit um Sonnenuntergang Abend. Hat die Sonne die Hälfte ihres täglichen Weges am Himmel gemacht, so haben wir Mittag. Die Sonne steht dann am Himmel am höchsten. Ist die Hälfte der Nacht vorbei, so sagen wir, es ist Mitternacht.

Man nennt auch die Tages- und die Nachtzeit zusammen einen Tag. Er beginnt um Mitternacht und dauert bis zur nächsten Mitternacht. Der Tag hat 24 Stunden. Von Mitter-

nacht bis Mittag zählen wir 12 Stunden und von Mittag bis Mitternacht nochmals 12 oder von Mitternacht bis Mitternacht 24 Stunden. Eine Stunde hat 60 Minuten und 1 Minute 60 Sekunden.

An der Uhr können wir sehen, wie viele Stunden und Minuten des Tages schon verflossen sind. Auf dem Zifferblatte stehen im Kreise die 12 Ziffern; sind 24 Ziffern angebracht, so stehen die Ziffern von 12 aufwärts unter den anderen, also 13 unter 1, 14 unter 2, 15 unter 3 usw. Zwei Zeiger, ein großer und ein kleiner, drehen sich auf dem Zifferblatte, wenn die Uhr geht. Der kleinere Zeiger kommt in einer Stunde mit der Spitze von einer Ziffer zur nächsten, er ist der Stundenzeiger. Der große aber läuft in einer Stunde rund herum. Von einer Ziffer zur anderen braucht er 5 Minuten, er ist der Minutenzeiger. Wenn eine Stunde zu Ende ist, zeigt er immer auf die Ziffer 12.

Nach G. Eberhard.

9. Das Gewissen.

Die kleine Frida sagte zu ihrer größeren Schwester: „Wenn ich unartig gewesen bin oder wenn ich etwas Schlimmes getan habe, so klopft es in mir wie mit einem Hämmerlein. Dann ist mir bang ums Herz“. Da sprach die Schwester: „Siehe, das Hämmerlein ist das Gewissen. Der liebe Gott klopft damit an dein Herz. Er mahnt dich daran, daß du gesündigt hast und dich bessern sollst“.

„Wenn aber die Eltern und deine Lehrerin zufrieden sind“, sagte die Schwester weiter, „was fühlst du dann in deinem Herzen?“ Da rief das Kind: „O, dann ist mir wohl und leicht ums Herz. Ich bin ganz glücklich; das Hämmerlein ist mäuschenstill“.

Friedrich Müller.

10. Der Abend.

Es wird Abend. Die Sonne sinkt hinter die Berge hinab. Die Wolken in ihrer Nähe färben sich rot. Es ist nicht mehr so warm. Auf das Gras fällt der Tau. In der Luft spielen die Mücken in zahllosen Schwärmen. Die Vögel in den Büschen singen ihr Schlummerlied. Die Bienen kehren zu ihren Wohnungen zurück und schicken sich auch zum Schlafen an. Desto munterer aber quacken die Frösche in den Pfützen, weil sie tagsüber geschlafen haben.

Die Arbeiter sind vom Felde zurückgekehrt, auch das Vieh sucht seine Ställe auf. Alles ist müde und sehnt sich nach Ruhe. Auch in den Straßen der Stadt ist es ruhiger geworden, die Kaufläden werden nach und nach geschlossen und die sonst so belebten Gassen und Plätze liegen verödet da. Menschen und Tiere warten auf ihr Abendbrot. Die rauchenden Schornsteine zeigen, daß dafür gesorgt wird. Bald werden auch die Kinder satt sein und darauf an den Schlaf denken.

Nach Wilhelm Curtman.

11. Das Lied vom Monde.

1. Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der gold'ne Mond,
der hinter unsern Bäumen
am Himmel drüben wohnt.
2. Er kommt am späten Abend,
wenn alles schlafen will,
hervor aus seinem Hause
zum Himmel leis' und still.
3. Dann weidet er die Schäfchen
auf seiner blauen Flur;
denn all die weißen Sterne
sind seine Schäfchen nur.

4. Sie tun sich nichts zuleide,
hat eins das andre gern.
Und Schwestern sind und Brüder
da droben Stern an Stern.

5. Wenn ich gen Himmel schaue,
so fällt mir immer ein:
O, laßt auch uns so freundlich
wie diese Schäfchen sein!

Hoffmann v. Fallersleben.

12. Gute Nacht!

Wenn die Kinder schlafen ein,
wachen auf die Sterne
und es steigen Englein nieder
aus der weiten Ferne;
halten wohl die ganze Nacht
bei den frommen Kindern Wacht.

13. Der Traum.

1. Es war ein niedlich Zeiselein,
das träumte nachts im Mondenschein:
Es sah' am Himmel Stern bei Stern,
davon wär' jeder ein Hirsekern.
Und als es geflogen himmelauf,
da pickte das Zeislein die Sterne auf,
piep! —

Wie war das im Traum so lieb!

2. Und als die Sonne beschien den Baum,
erwachte das Zeislein von seinem Traum.
Es wegte das Schnäbelchen her und hin
und sprach verwundert in seinem Sinn:

„Nun hab' ich gepiekt die ganze Nacht
und bin doch hungrig aufgewacht!

Ping! —

Das ist mir ein närrisches Ding!“

Viktor Blüthgen.

14. Sprichwörter und Sprüche.

1. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekitzen.
2. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf!
Das ist der beste Lebenslauf.
3. Morgenstunde hat Gold im Munde.
4. Was du heute kannst besorgen,
das verschiebe nicht auf morgen!
5. Wer süß will schlafen und früh aufsteh'n,
darf abends nicht spät zu Bette geh'n.

II. Die Schule.

15. Spruch.

Wer als Kind nicht lernen will,
weiß im Alter auch nicht viel.

Wer als Kind will müßig steh'n,
muß im Alter betteln geh'n.

16. Die Schule.

Der Weg zum Glücke führt durch das Schulhaus; deshalb versäumt kein Schulkind den Unterricht ohne wirklichen Grund. Wenn es aber durch Krankheit gehindert ist, die Schule zu besuchen, so machen die Angehörigen des Kindes dem Lehrer davon die Anzeige.

Das Schulkind ist verpflichtet, gewaschen, gekämmt und reinlich gekleidet in der Schule zu erscheinen. Es geht zur rechten Zeit vom Elternhause weg, damit es zur festgesetzten Stunde in der Schule eintreffe. Auf dem Schulwege betragen sich die braven Schüler anständig und sind gegen jedermann höflich und bescheiden. In der Schule angekommen, geben sie in Ruhe die Kleidungsstücke, welche sie ablegen, auf den dazu bestimmten Platz.

Vor Beginn des Unterrichtes sitzen die Kinder ruhig in den Bänken und bereiten sich auf den Unterricht vor. Während des Unterrichtes hören sie auf das, was der Lehrer spricht; sie merken auf. Das fleißige, gehorsame und ordentliche Schulkind ist die Freude des Lehrers und der Trost seiner Eltern.

Die Gegenstände, welche sich in der Schule befinden, dürfen von den Schülern nicht beschädigt werden. Auch halten brave Schulkinder alle ihre Schulsachen in Ordnung. Jedes Schulkind ist gegen alle seine Mitschüler freundlich und liebevoll und stört sie nie in ihrer Aufmerksamkeit.

Wenn der Unterricht zu Ende ist, gehen die Schüler ohne Lärm nach Hause.

17. Sei gefällig!

Fritz und Heinrich waren Nachbarn in der Schule. Fritz war gefällig und zuvorkommend gegen jedermann; Heinrich tat aber niemandem etwas zu Gefallen, wenn man ihn auch noch so freundlich darum bat.

Fritz hatte einst vergessen, seine Feder in die Schule mitzunehmen; Heinrich hatte aber drei vor sich liegen. Als ihn Fritz bat, er möge ihm eine Feder leihen, sagte Heinrich mürrisch: „Ich brauche die meinigen selbst“.

Ein andermal, als Fritz den Heinrich bat, er möge ihm sein Blumenbeet begießen helfen, entgegnete dieser unfreund-

lich: „Nimm dir einen Knecht auf, wenn du es nicht allein kannst!“ und ging seines Weges.

Ginst aber hatte Heinrich vergessen, seine Feder mitzunehmen. Er sah Frizens Federn vor sich liegen, wagte jedoch nicht, ihn um eine anzusprechen. Frix bemerkte es und sagte zuvorkommend: „Suche dir eine Feder aus, wenn du eine brauchst!“

Heinrich tat es und schämte sich.

Am nächsten Sonntage kam er zu Frix, als dieser eben bei seinem Gartenbeete stand und Blumen für die Mutter pflückte.

„Wenn ich doch auch in meinem Garten Blumen hätte, die ich meiner Mutter bringen könnte!“ sagte Heinrich.

Freundlich erwiderte Frix: „Wenn ich dir damit dienen kann, so komm!“ — und pflückte die schönsten, die er fand.

Von der Zeit an wurde Heinrich anders. Er zeigte sich gefällig gegen jedermann und suchte an Dienstfertigkeit und Freundlichkeit Frix gleich zu werden.

Reynolds Lesebuch.

18. Sei ausdauernd!

Franz hatte zu Hause eine Rechenaufgabe zu machen. Er nahm das Rechenbuch in die Hand, schaute die Aufgabe durch, schüttelte dann unwillig den Kopf und sagte: „Diese Aufgabe kann ich nicht machen, sie ist mir zu schwer!“. Er lief lieber in den Garten, um zu spielen. Da beobachtete er eine Ameise, die sich emsig mühte, einen Holzspan, der viel größer war als sie selbst, einen Erdhaufen hinaanzuziehen. Wohl zwanzigmal mißglückte der Versuch, die Ameise ließ sich aber nicht abschrecken. Immer wieder packte sie das Holzstück und endlich, endlich war es droben!

Der Knabe betrachtete das emsige Tierchen, dann sagte er bei sich: „Dieses fleißige Tierchen soll mich nicht beschämen!“ Er lief ins Haus, nahm das Rechenheft und ging

mit Lust und Eifer an die Arbeit. Bald war die Aufgabe fertig.

19. Es geht mir nicht ein.

1. „Ach Mütterlein, lieb Mütterlein,
das Lied geht heut mir gar nicht ein!
Sag' ich den letzten Vers mir her,
weiß ich den ersten schon nicht mehr.“
2. „Du liebe kleine Ungeduld,
daran ist nur dein Weinen schuld;
die Tränen spülen Wort auf Wort
aus dem Gedächtnis wieder fort.
3. Bring' her dein Buch, setz' dich zu mir;
nun lies mir vor, ich lern' mit dir!“
Da sieh, bevor's die Mutter kann,
kann längst sein Lied der kleine Mann.
4. Wie fühlt er sich so wohl dabei,
ein Luftsprung und ein Jubelschrei!
„Ich kann's!“ Er ruft's und hüpfst hinaus
und spielt im Garten vor dem Haus.

Julius Sturm.

20. Zwei schlechte Schüler.

Andreas kam oft zu spät in die Schule. Der erste Unterricht war meist schon zu Ende, wenn er eintrat. Weil er nicht beim Unterrichte war, wußte er auch nichts. Im Laufe des ganzen Schuljahres veräumte er auf diese Art sehr viel. Als am Ende des Jahres der Herr Schulinspektor kam, konnte Andreas sehr wenig. Der Herr Schulinspektor fand im Kataloge verzeichnet, daß Andreas in einem Jahre fünfzigmal zu spät in die Schule gekommen war. Er sagte: „Kein Wunder, daß das Kind wenig kann. Auch der Arbeiter auf dem Felde richtet wenig, wenn er nicht zur rechten Zeit

zur Arbeit kommt. Ein solcher Arbeiter hält noch die anderen auf."

Jakob blieb ganze Tage der Schule fern. Er mußte zu Hause das kleine Bräuderlein betreuen, das Vieh weiden oder irgend eine andere Arbeit verrichten. Wenn er doch einmal zur Schule geschickt wurde, getraute er sich nicht hinein. Er lungerte also draußen herum, bis die Schule aus war, dann ging er nach Hause. Zu Hause half er nicht viel und in der Schule mußte er nichts. Er wuchs ganz unwissend auf — ein Tagelieb.

Aus dem Slow. nach A. M. Slomšek — Fr. Fink.

21. Das Turnen.

1. Eins, zwei, drei,
Brüder, schnell herbei!
Laßt nach braver Schüler Art
uns marschieren schön gepaart.
Eins, zwei, drei,
hoch die Turnerei!
2. Eins, zwei, drei,
frisch heran aufs neu'!
Laßt die Beine, schwach und jung,
stärken uns durch Lauf und Sprung!
Eins, zwei, drei,
Hoch die Turnerei!
3. Eins, zwei, drei,
flink gestellt in Reih'!
Laßt uns üben nun zum Schluß
Kopf und Schultern, Arm und Fuß!
Eins, zwei, drei,
hoch die Turnerei!

4. Eins, zwei, drei,
 nie vergessen sei:
 „Geist und Herz und starke Hand
 will von uns lieb Vaterland.“—
 Eins, zwei, drei,
 hoch die Turnerei!

W. Wenhart.

22. Zu spät.

Marie ging in die Schule. Unterwegs kam sie an einem Schaufenster vorbei; darin waren Puppen ausgestellt. Marie blieb stehen, denn dies gefiel ihr. Da waren Puppen, die fast so groß waren wie Wickelkinder, dort in der Ecke saß eine ganze Puppenfamilie um einen kleinen Tisch. Die schönste Puppe saß in einem niedlichen Wägelchen. Marie freute sich sehr über das viele Spielzeug und konnte sich daran nicht satt sehen. Dabei vergaß sie aber auf die Schule.

Als sie endlich weiterging, waren keine Schulkinder mehr auf der Straße. Jetzt wußte sie, daß es spät war. Schnell rannte sie dem Schulhause zu. Als sie aber in das Schulzimmer trat, hatte der Unterricht schon begonnen und Marie mußte an der Tür stehen bleiben.

Nach Gustav Schanze.

23. Der neue Schüler.

1. Seht mein Buch und meine Tafel
 und den Griffel, spiz und fein!
 Nun geht's hurtig in die Schule,
 will ein großer Schüler sein.
2. ABC wird heut' gelesen,
 das macht keine Sorge mir.
 Rechnen kann ich schon vortrefflich;
 hört nur: Zweimal zwei ist vier!

3. Morgen geht es an das Schreiben,
kriemel, krazel, das ist leicht;
wie das i gemacht muß werden,
hat die Mutter mir gezeigt.
4. Einen langen Brief dann schreib' ich
alle Tage ganz allein,
den will ich dem Postmann geben
an mein liebes Mütterlein.
5. Und darinnen steht geschrieben:
„Mütterlein, ich liebe dich,
will ein braver Junge bleiben,
lebe wohl und denk' an mich.“

G. Chr. Dieffenbach.

24. Knabe und Hündchen.

Knabe: „Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
ordentlich gerade sitzen lern'!“

Hündchen: „Ach, soll ich schon lernen, bin so klein; o laß'
es noch ein Weilschen sein!“

Knabe: „Nein, Hündchen, es geht am besten früh; denn
später macht es dir große Müh'“.

Das Hündchen lernte; bald war's geschehn, da konnt'
es schon sitzen und aufrecht gehn, getrost in das tiefste Wasser
springen und schnell das Verlorene wiederbringen. Der Knabe
sah seine Lust daran, lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

W. Sey.

25. Mahnung.

Lernst du in deinem Büchlein
tagtäglich nur ein Sprüchlein,
weißt du im Monat dreißig,
mein Kindlein, drum sei fleißig!

Aus „Alte und neue Kinderlieder“.

26. Der Brief.

Das Schuljahr ging seinem Ende entgegen. Noch einige Wochen und die heißersehnten großen Schulferien waren wieder da. Karl ging zwar gern zur Schule, trotzdem freute er sich auf die Ferien und das mit Recht. Als er gestern aus der Schule nach Hause gekommen war, sagte sein Vater: „Karl, komm her! Die Tante Anna hat mir einen Brief geschrieben, hier ist auch ein Blatt für dich. Lies es laut vor!“ Karl nahm das Briefblatt und las:

Belenje, am 14. Juni 1922.

Lieber Karl!

Die großen Ferien sind nicht mehr fern. Dein Vater schrieb mir, daß Du in der Schule sehr fleißig bist und gewiß ein gutes Schulzeugnis bekommst. Diese Nachricht erfreute mich sehr. Du darfst daher in den Ferien wieder zu uns kommen wie im vergangenen Jahre. Ich hoffe, daß Du gern kommst, und ich werde Dir Dein Stübchen so einrichten wie im Vorjahre. Schreibe mir, wann Du ankommst, und zwar Tag und Stunde. Ich werde Dich dann am Bahnhofe erwarten.

Es grüßt Dich herzlichst

Deine Tante Anna.

Kein Wunder, daß Karl noch sehnlicher das Ende des Schuljahres herbeiwünschte. Er beschloß, sehr fleißig zu sein und brav zu lernen, damit er wirklich ein gutes Zeugnis nach Hause bringe.

Fr. Fint.

27. Sommerferien.

1. Die Schule ist aus und die Arbeit hat Ruh', nun klappen die Bücher und Hefte wir zu.
2. Jetzt geht es hinaus aufs Feld, in den Hain, um Blumen zu suchen und buntes Gestein.

3. Da rauschen die Bäume, da murmelt der Quell,
und über uns singen die Vögel so hell.
4. Die Sonne am Himmel guckt lachend darein
und färbt uns die Wangen mit bräunlichem Schein.
5. Und macht uns das Herze so froh und so weit,
was ist doch der Sommer für selige Zeit!

Paul Richter.

28. Sprichwörter und Sprüche.

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.
3. Es schlägt die Glocke: Kling und klang!
Du Knab', die Stunden sind nicht lang,
du Knab', die Stunden fliehen schnell,
sei du ein fleißiger Gesell!
4. Jung gewohnt, alt getan.
5. Lerne Ordnung, liebe sie!
Ordnung spart dir Zeit und Müh'.
6. Lerne was, so kannst du was.
7. Lust und Lieb' zu einem Ding
macht alle Müh' und Arbeit gering.
8. „Morgen, morgen, nur nicht heute!“
sprechen immer träge Leute.
9. Müßiggang ist aller Laster Anfang.
10. Ohne Fleiß kein Preis.
11. Übung macht den Meister.
12. Von einem Hiebe fällt kein Baum.
13. Was Häschen nicht lernt,
lernt Hans nimmermehr.
14. Zum Lernen ist niemand zu alt

29. Die lateinische Druckschrift.

1.

i	u	ü	e	o	ö	ei	ie	eu	n	m
i	u	ü	e	o	ö	ei	ie	eu	n	m
				r	t	b	p			
				r	t	b	p			
				l	c	j	f			
				l	c	j	f			

in, um, über, ein, oben, öfter, eilen, nie, reuen, nein, mürbe, rot, teuer, bitter, pfeifen, leben, jubeln, fünf.

2.

a	ä	au	äu	v	w
a	ä	au	äu	v	w
		s	d		
		ſ	d		
		h	ch	sch	
		h	ch	sch	

anbeten, nämlich, aus, häuslich, verschwinden, wünschen, sind, es, dienen, hinten, ach, schneiden.

3.

	z	k	g
	z	k	g
qu	x	y	ß
qu	x	y	ß

zeichnen, kurz, eckig, gelb, quacken, exerzieren, heiß.

a b c ch d e f g h i j k l m n o p
qu r s ß sch t u v w x y z

4.

U Ü O Ö S Sch
 u ü o ö s Sch

Uhr, Übel, Ofen, Öl, Sand, Schule;

Sand und Seife., Ohne Überrock kam der Schüler in die Schule.
 Öfter sahen wir auf die Uhr. Übermut tut selten gut.

5.

I J P B R N M
 j j p b r n m

Igel, Jänner, Paul, Bett, Rübe, Nebel, Meer;

Peter ging mit der Mutter in die Stadt. Im Meere werden Perlen
 gefunden. Bete und arbeite! Rasch bedacht ist halb getan.

6.

C Ch Qu F E D V W X
 c ch qu f e d v w x

Christkind, Qual, Feuer, Eifer, Dach, Veilchen, Wein, Xaver;

Das Feuer ergriff das Dach. Das Veilchen blüht im Frühlinge.
 Blinder Eifer schadet nur! Früh nieder und früh auf! Ein Freund
 in der Not ist sehr viel wert.

7.

L T H K A Ä
 l t h k a ä
 G Y Z
 g y z

Leder, Teich, Heimat, König, Alexander, Ähre, Giebel, Ypsilon,
 Zeichnung;

Unrecht Gut gedeiht nicht! Keine Regel ohne Ausnahme. Ein
 frohes Herz, gesundes Blut, ist besser als viel Geld und Gut.

Der beste Wein für Kinder ist das klare Wasser. Die köstlichsten Gewürze weit und breit sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

A B C Ch D E F G H I J K L M N
O P Qu R S Sch T U V W X Y Z

8.

Wie sich die Tiere nähren.

Die Tauben fressen Wicken, die Schwalben fangen Mücken, die Schafe fressen Gras, die Raben speisen Aas, die Störche haschen Schlangen, die Katz' muß Mäuse fangen, die Kuh kaut Heu und Stroh, ein Korn macht's Spätzlein froh, die Stare fressen Spinnen, die Ente schlürft aus Rinnen, das Schwein wühlt im Morast: ich möcht nicht sein ihr Gast.

9.

Die Sonne und der Wind.

Einst stritten die Sonne und der Wind, wer von ihnen am stärksten sei. Sie wurden einig, derjenige solle dafür gelten, der den Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nötigen würde, den Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagel-schauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber immer fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Mit milder und sanfter Glut ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter, die Lüfte erwärmten sich; der Wanderer vermochte den Mantel nicht länger auf seinen Schultern zu tragen. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, während sich die Sonne ihres Sieges freute.

10.

Die zwei Fuhrleute.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege und es war nicht leicht möglich, daß einer dem andern ausweiche. »Fahre mir aus dem Wege!« rief der eine. »Ei, so fahre du mir aus dem Wege!« schrie der andere. »Ich will nicht!« sagte der

eine. »Und ich brauche es nicht,« sagte der andere. Und weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zank.

»Höre du,« sagte endlich der erste, »jetzt frage ich dich zum letztenmal, willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Tust du's nicht, so mache ich's mit dir, wie ich's heute schon mit einem anderen Fuhrmanne gemacht habe.« Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. »Nun,« sagte er, »so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig beiseite schieben; ich habe ja sonst nicht Platz, um mit dem meinen auszuweichen.« Dies ließ sich der erste gefallen und in einigen Minuten war die Ursache des Streites beseitigt.

Ehe sie schieden, faßte sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und sagte zu dem andern: »Höre, du drohtest doch, du wolltest es mit mir machen, wie du es heute schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie hast du es mit dem gemacht?« »Ja, denke dir,« sagte der andere, »der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege.«

J. P. Hebel.

11.

Sprichwörter.

Jung gewohnt, alt getan. Gott hilft dem Fleißigen. Wie man sich bettet, so schläft man. Übung macht den Meister. Not macht erfinderisch. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Ein einziger Fleck verdirbt das ganze Kleid. Der Klügere gibt nach. Der Krug geht solange zum Wasser, bis er bricht. Böse Beispiele verderben gute Sitten. Das gebrannte Kind fürchtet das Feuer. Fürchte Gott, tue Recht und scheue niemand! Jeder kehre vor seiner Türe!

III. Die Kirche.

30. Gott.

Wo wohnt der liebe Gott? —

Die ganze Schöpfung ist sein Haus.

Doch wenn es ihm so wohlgefällt,

so wählet in der weiten Welt

er sich die engste Kammer aus.

Wie ist des Menschen Herz so klein!
 Und doch auch da zieht Gott hinein.
 O, halt das deine fromm und rein,
 so wählt er's auch zur Wohnung sein
 und kommt mit seinen Himmelsfreuden
 und wird nie wieder von dir scheiden!

Wilhelm Sey.

31. Gott grüße dich!

Gott grüße dich! Kein anderer Gruß
 gleicht dem an Innigkeit.
 Gott grüße dich! Kein anderer Gruß
 paßt so zu aller Zeit.
 Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
 so recht vom Herzen geht,
 gilt bei dem lieben Gott der Gruß
 so viel wie ein Gebet.

Julius Sturm.

32. Der Kirchturm.

1. »Kirchturm, wie stehst du nur immer so da und zeigest so ernsthaft nach oben? Immer und immer, so oft ich dich sah, hast du auch den Finger erhoben.«

2. »»Lieb Kindlein, ich stehe als Wegweiser hier und zeige den Menschen hienieden die sichere Straße, o glaube es mir, die einstens sie führet zum Frieden.«

3. Hinauf dort, wo zeigt mein Finger stets hin, soll'n alle die Menschen einst kommen; und dort ist die Heimat und Freude wohnt drin, doch nur für die Guten und Frommen.

4. Dies merke, mein Kindlein, so oft du mich siehst, und wandle den Weg, den ich zeige! Dann gehst du, wann immer die Straße du ziehst, einst ein zum himmlischen Reiche.«

Fr. Wiedemann.

33. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
zur Kirche sich bequemen,
und Sonntags fand es stets ein Wie,
den Weg ins Feld zu nehmen.
2. Die Mutter sprach: »Die Glocke tönt
und so ist dir's befohlen;
und hast du dich nicht hingewöhnt,
sie kommt und wird dich holen.«
3. Das Kind, das denkt: Die Glocke hängt
da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
als lief' es aus der Schule.
4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr;
die Mutter hat gefackelt.
Doch Welch ein Schrecken! hinterher
die Glocke kommt gewackelt.
5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
das arme Kind im Schrecken,
es läuft, es kommt als wie im Traum;
die Glocke wird es decken.
6. Doch nimmt es richtig seinen Husch
und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Anger, Feld und Busch
zur Kirche, zur Kapelle.
7. Und jeden Sonn- und Feiertag
gedenkt es an den Schaden,
läßt durch den ersten Glockenschlag,
nicht in Person sich laden.

J. W. von Goethe.

34. Rätsel.

Ich rede ohne Zunge,
ich schreie ohne Lunge,
ich nehme teil an Freud' und Schmerz
und habe doch kein Herz.

35. Der Sonntag.

Am Sonntage ruhen die Menschen. Die Werkstätten sind geschlossen. Man hört nicht den Hammerschlag in der Schmiede, nicht das Surren der Maschinen in den Fabriken. Die Kaufläden sind auch zu, die Straßen sind rein gefegt und in den Häusern ist alles blank gepugt. Die Leute haben Sonntagskleider an. Laut tönt die Glocke vom Turme und jung und alt geht zur Kirche.

Dort tönt die Orgel, fromme Lieder werden gesungen und in der Predigt wird Gottes Wort verkündet. In der heiligen Messe segnet der Priester uns und unsere Arbeit in der folgenden Woche.

O Glockenklang, wie lieb' ich dich! Wie tönest du so feierlich!

O Glockenklang, so voll und rein, du ladest mich zum Beten ein.

Du rufest alle nah und fern; auch ich folg' deinem Rufe gern.

Nach R. Enslin.

36. In der Kirche.

Hörst du der Glocken hellen Klang?
 Zur Kirche rufen sie dich hin.
 Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
 Wie lieb und traut und doch wie bang!
 Wie singt man dort mit froher Lust!
 Wie betet man aus tiefster Brust!
 Das macht, der Herrgott wohnet da,
 drum kommen sie von fern und nah,
 hier vor sein Angesicht zu treten,
 zu flehn, zu danken, anzubeten.

Wilhelm Sey.

37. Das Benehmen in der Kirche.

Mila kam eines Sonntags von der Schulmesse nach Hause. »Mutter,« sagte sie, »heute sah ich in der Kirche, was für unartige, böse Kinder es gibt. Denke dir, Nachbars Vida schaute während der Predigt fortwährend umher, Doktors Josef neckte aber die ganze Zeit hindurch seine Mitschüler. Elsa war so stolz auf ihr neues Kleid, daß sie nur achtgab, ob wir es auch genug bewundern. In der letzten Bank sprachen zwei Knaben so laut miteinander, daß sie uns alle störten. Überhaupt waren fast alle Kinder unruhig und benahmen sich nicht so, wie es uns der Herr Katechet aufgetragen hatte. Nicht wahr, Mutter, das waren keine frommen Kinder?«

Die Mutter meinte: »Nein, gewiß nicht. Aber Kind, sahst du in der Kirche nicht auch ein Mädchen, welches während der Predigt und während der hl. Messe gar nicht an den lieben Gott dachte, sondern die ganze Zeit nur umherschautete und beobachtete, was die anderen Kinder machten? Glaubst du, daß dieses Kind fromm war und sich in der Kirche gut aufführte?«

Mila merkte wohl, was die Mutter sagen wollte und schämte sich sehr; sie beschloß sich zu bessern und in der Kirche nur mehr an das Gebet zu denken.

Fr. Fink.

38. Sprichwörter und Sprüche.

1. Bete und arbeite!
2. Des Himmels und der Erde Pracht verkündet Gottes Guld und Macht.
3. Was wir sehen, ruft uns zu:
Gott, wie groß, wie gut bist du!

IV. Die Gesundheit und unser Körper.

39. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Hans ging über Feld und kam müde bei einem Wirtshause an, wo er sich ein Glas Bier und ein Stück schwarzes Brot geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu

Fuß machen mußte und nicht Geld genug hatte, um sich eine bessere Mahlzeit leisten zu können.

Bald darauf kam eine Kutsche an, in der ein vornehmer Mann saß. Dieser ließ sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein geben und nahm seine Mahlzeit im Wagen ein.

Hans sah ihm neidvoll zu und dachte: „Wenn ich es doch auch so gut hätte!“

Der Herr im Wagen merkte dies und meinte zu Hans: „Lieber Freund, du möchtest wohl gern mit mir tauschen.“

„Natürlich“, sagte dieser, „kommen Sie nur heraus aus dem Wagen und geben Sie mir alles, was Sie haben; ich will Ihnen mit Freuden auch alles geben, was ich habe.“

Sogleich befahl der Herr seinen beiden Bedienten, ihn aus dem Wagen zu heben. Welch trauriger Anblick! Seine beiden Füße waren gelähmt; er konnte nicht einmal stehen, sondern mußte sich solange halten lassen, bis ihm ein Bedienter die Krücken reichte. „Nun,“ fragte er jetzt, „möchtest du noch immer mit mir tauschen?“

„Nein, nein!“ rief Hans erschrocken, „meine gesunden Beine sind mir mehr wert als Geld. Ich will lieber schwarzes Brot essen und mein eigener Herr sein als Braten haben und mich wie ein kleines Kind führen lassen.“

Damit stand er auf und ging seiner Wege. „Recht hast du!“ rief ihm der Reiche nach. „Wenn du mir deine gesunden Füße geben könntest, solltest du all meinen Reichtum haben! Die Gesundheit läßt sich aber leider mit Geld nicht erkaufen.“

Nach Chr. Gotthilf Salzmänn.

40. „Mladi junaki“ (Junge Helden).

Leo ging mit seinem Vater über Land. Es war im Sommer und die Sonne brannte unermüdlich auf die beiden Wanderer herab. Der Weg führte an einem Wirtshause vorbei und der Vater beschloß ein wenig zu rasten. Sie traten in den schattigen Wirtshausgarten ein. Der Vater ließ sich ein Glas Bier ge-

ben, für Leo aber ein Glas Milch bringen. Im Garten saßen bei einem großen Tische mehrere Gäste und tranken Wein. Der Vater begann mit ihnen ein Gespräch. Leo trank seine Milch aus, dann aber lief er im Garten umher und neckte sich mit dem Haushunde.

Als er in seinem Laufe an dem Tische der Gäste vorbeiwollte, faßte ihn einer der Männer und bot ihm ein Glas Wein zum Trinken an. »Ich trinke keinen Wein,« sagte Leo. »Warum denn nicht? Der Vater erlaubt ja, daß du ein bißchen nippst.« »Wir haben in der Schule einen Verein »Mladi junaki.« Es wurden nur solche Knaben eingeschrieben, die versprachen, keine geistigen Getränke zu trinken. Ich will mein Versprechen halten.« »Recht hast du,« meinte einer von den Gästen, »das gegebene Wort darf man nicht brechen. Auch wir täten besser, an die Arbeit zu gehen, als hier untätig zu sitzen. Glaubt ihr nicht auch?« Die übrigen Trinker stimmten zu, zahlten und gingen ihrer Arbeit nach.

Kennst du, liebes Kind, den Verein »Mladi junaki«? Hältst du auch getreulich, was du versprochen hast?

Fr. Fink.

41. Das beste Getränk.

1. Der beste Wein für Kinder, der helle ist's fürwahr, der aus der Silberquelle so lustig fließt und klar.

2. Er fließt durch grüne Auen, ihn trinken Hirsch und Reh und Lerch' und Nachtigallen; er macht den Kopf nicht weh.

3. Und ist er gut für Kinder, der klare, helle Wein: mich dünkt, er muß nicht minder auch gut für Große sein.

Denzel.

42. Sei reinlich!

Adolf ist ein unreinlicher Junge. Wasser und Waschtuch haßt er. Kaum ist er am Morgen angekleidet und gewaschen, so springt er auf die Straße und spielt im Staube oder im Straßensfote, so daß er bald wieder wie ein Mohr ausfieht. Sein Taschentuch verliert er sicherlich; dann benützt er zum Nasenputzen die Ärmel. Das ist von ihm recht garstig.

Solange Adolf ein Wickelkind war, da war er viel braver. Wenn ihn die Mutter aus feinem Bettlein hob und in die

Wanne setzte, da zappelte er vor Freude. Er plätscherte in der Wanne wie ein Fischlein und wollte gar nicht wieder heraus. Das war ganz in Ordnung. Wenn man ihn aber jetzt anschaut, so muß man schon mit ihm zanken. Merkt euch: Reinlichkeit ist die halbe Gesundheit!

Wie er selber, so sehen auch alle seine Schulsachen aus. Seine Bücher und Hefte sind schmutzig und voller Kleckse. Im Lesebuche fehlt eine Menge Blätter. Adolf ist ein recht unordentliches Kind. So wollt ihr gewiß nicht sein.

Nach F. M o h a u p t.

43. Vom Waschen und Baden.

Schau' dort unser Miezchen! Wie sich das leckt und putzt! Die Anna, unsere Magd, sagt: Da kommen heut Gäste. Und seht nur die Gänse im Bade! Was für Künste sie gar dabei machen! Sie schauen auch immer so sauber und frisch gewaschen aus. So ist's recht; das lass' ich mir gefallen. So sollen es auch die Kinder halten; sie sollen sich gerne waschen und baden.

Leider sind nicht alle Kinder so. Schmutzige Kinder aber hat niemand gern. Ein ordnungsliebendes Kind wäscht sich früh Gesicht, Ohren, Hals und Brust. Auch badet es so oft als möglich. Unsere Haut hat eine Menge winziger Löcher; das sind die S c h w e i ß p o r e n. Das Schwitzen ist eine wichtige Sache. Wenn die Poren der Haut verstopft sind, so leidet die Gesundheit darunter. Darum fleißig waschen und baden! Es ist nachgewiesen, daß Leute, welche das tun, nicht so leicht krank werden wie solche, die es nicht tun. Und wer wollte denn wohl krank werden?

Beim Waschen und Baden ist ebenso wichtig wie dieses selber das k r ä f t i g e A b r e i b e n des ganzen Körpers mit einem Handtuche. Je gröber das Handtuch ist, desto besser. Allenfalls kann eine solche Abreibung sogar ein Bad ersetzen.

Zur Hautpflege gehört auch die P f l e g e d e r H a a r e u n d d e r N ä g e l. Kämme dich täglich, auch wenn du kurz geschoren bist; es ist wegen des Haarbodens. Die Nägel schneide, so oft es nötig ist, und zwar die Fingernägel rund, die Zehennägel gerade; letzteres deswegen, damit die Nägel nicht ins

Fleisch einwachsen. Die Haut am Grunde der Fingernägel ist täglich zurückzuschieben, entweder mit dem Daumennagel der anderen Hand oder mit dem Scherenrücken. Sich die Fingernägel abzubeißen, ist nicht nur unanständig, sondern kann sogar gesundheitsschädlich werden.

F. Mohaupt

44. Reinlichkeit.

Rein gehalten dein Gewand,
 rein gehalten Mund und Hand!
 Rein das Kleid von Erdenpuß,
 rein die Hand von ErdenSchmutz!
 Kind, der äußern Reinheit Stand
 ist der innern Unterpfand.

Fr. Rückert.

45. Die Suppe.

»Die Suppe schmeckt mir heute gar nicht, ich kann sie nicht essen,« sagte die kleine Marie und legte den Löffel weg.

Die Mutter sprach: »Nun gut, ich will dir abends eine bessere Suppe kochen.«

Die Mutter ging hierauf in den Garten und grub Erdäpfel heraus und Marie mußte die Erdäpfel auflesen und in Säcke füllen.

Gegen Abend kamen Mutter und Tochter nach Hause. Als es zum Abendessen kam, brachte die Mutter wieder Suppe und stellte sie auf den Tisch. Marie kostete sie und sagte: »Das ist eine andere Suppe, die schmeckt viel besser.« Sie aß hierauf den ganzen Teller aus.

Die Mutter lächelte und sprach: »Liebes Kind, es war dieselbe Suppe, die du vor einigen Stunden stehen liebest. Jetzt schmeckte sie dir besser, weil du zuvor fleißig gearbeitet hast.«

Chr. Schmid.

46. Vom Essen.

Viele Kinder wissen nicht, wie man ißt. Sie glauben, es sei dies ganz einerlei. Zahlreiche Unannehmlichkeiten und sogar Unglücksfälle, von denen gerade Kinder betroffen wurden, beweisen aber, daß man auch beim Essen auf einige Regeln achten muß. Merke dir daher:

1. Ich lieber etwas weniger als zuviel!
2. Verschlucke keinen Bissen ungekaut! Gut gekaut ist halb verdaut.
3. Stecke nur kleine Bissen in den Mund!
4. Achte auf Knochensplitter und Fischgräten!
5. Beim Essen darfst du nicht mit den Lippen schmazen.
6. Stecke nichts in den Mund, womit du dich verletzen könntest (Nadeln, Knöpfe usw.)!

Nach F. M o h a u p t.

47. Die Glieder des menschlichen Leibes.

Die Glieder des menschlichen Leibes waren einst ihrer Arbeit überdrüssig geworden, sie wollten einander nicht mehr dienen. Die Füße sagten: »Warum sollen wir allein euch alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt!« Die Hände sagten: »Warum sollen wir allein für euch arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr solche braucht!« Der Mund brummte: »Ich müßte wohl ein Tor sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen sollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdaue. Er schaffe sich selbst einen Mund, wenn er einen nötig hat.« Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib auf der Wache stehen und für ihn sehen sollten. So sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes und eines kündigte dem anderen den Dienst auf.

Was geschah?

Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen und die Augen nicht mehr sehen wollten, geriet der ganze Körper nach einigen Tagen in Verfall. Die Glieder welkten und fingen an, nach und nach abzusterben. Da erkannten sie ihre Torheit und verbanden sich von neuem zur gegenseitigen Dienstbarkeit. Der Körper erlangte allmählich wieder die frühere Kraft und Gesundheit und nie mehr empörten sich die Glieder gegeneinander.

J. H. C a m p e.

48. Rätsel.

1.

Es sind zwei Fenster, die man trägt,
doch jedes sich von selbst bewegt.

Man sieht durch sie wohl in das Haus,
jedoch noch mehr sieht man heraus.

2.

1. Es sind zwei kleine Fensterlein
in einem großen Haus,
da schaut die ganze Welt hinein,
die ganze Welt heraus.
2. Und freut der Herr im Hause sich,
und nimmt der Schmerz ihn ein,
dann zeigen öfters Perlen sich
an beiden Fensterlein.
3. Ist schönes Wetter, gute Zeit,
da sind sie hell und lieb;
wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,
dann werden sie gar trüb.
4. Und geht des Hauses Herr zur Ruh,
nicht braucht er dann ein Licht,
dann schlägt der Tod die Laden zu,
und ach! das Fenster bricht.

Castelli.

49. Das Goldfingerlein.

Das Goldfingerlein hatte einen Ring mit Edelsteinen und Perlen an; die glänzten wie der Sonnenschein auf dem Wasser. Da wurde das Goldfingerlein hochmütig und wollte nicht mehr mit den anderen gehen und sagte: »Ich bin besser als ihr anderen alle.« Als das die übrigen Finger hörten, wurden sie zornig und der Daumen sagte: »Willst du nicht mehr mit uns gehen, so wollen wir auch nicht mit dir gehen und dir gar nicht mehr helfen.« Und so trutzten sie drei Tage miteinander.

Da wollte das Goldfingerlein ein Blümchen pflücken, aber der Daumen sprach: »Ich helfe dir nicht, weil du so hochmütig bist.« Und es mußte die Blume stehen lassen. Darauf wollte es ein Strümpfchen stricken, allein die andern wollten nicht helfen, weil es so hochmütig war. Und es konnte nicht stricken und mußte die Stricknadeln fallen lassen. Da sah es, daß es nichts machen konnte ohne die andern Finger, und es war ihm leid, daß es so hochmütig gegen seine Geschwister gewesen war.

Es weinte laut und bat sie um Verzeihung. Als sie das sahen, da wurden sie ihm gleich gut und halfen ihm wieder. Und sie wurden nun nie wieder uneinig.

Wilhelm Curiman.

50. Die Finger.

Das ist der Daumen,
der schüttelt die Pflaumen,
der liest sie auf,
der trägt sie heim,
und der Kleine
ißt sie ganz alleine.

Hartmann.

51. Sprichwörter und Sprüche.

1. Alle geistigen Getränke sind den Kindern schädlich!
2. Allzuviel ist ungesund.
3. Arbeit, Mäßigkeit und Ruh'
schließt dem Arzt die Türe zu.
4. Die köstlichsten Gewürze weit und breit
sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.
5. Ein frohes Herz, gesundes Blut,
ist besser als viel Geld und Gut.
6. Gut gekaut ist halb verdaut.
7. Hunger ist der beste Koch.
8. Wann ist die beste Essenszeit?
»Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.«

V. In Haus, Hof und Garten.

52. Der Hausbau.

Da, wo früher Gärten und Felder waren, ist eine neue Straße angelegt. Es wurde ein Kanal gegraben und ausgemauert, der die Abwässer in den Fluß führt, und auch die Röhren für die Gas- und Wasserleitung wurden in die Erde gelegt. Dann wurden die Rinnsteine gesetzt und der Fahrdamm mit festem Belag versehen. Zu beiden Seiten der Straße entstehen jetzt neue Häuser.

Erst kommen die Erdarbeiter und heben die lockere Erde aus der Baustelle heraus, um Raum für die Keller zu schaffen und festen Grund für das Mauerwerk zu gewinnen. Auf dem Fundament erheben sich dann die Kellermauern, und darauf steigen die Hauswände bald empor.

Die Maurer legen sorgfältig einen Ziegelstein auf den andern; für die Vorderseite des Hauses wenden sie oft zierlich behauene rote und weiße Sandsteine oder Granit an. Rings um den Neubau haben die Maurer ein Gerüst errichtet, um bequem arbeiten und das Baumaterial hinaufschaffen zu können. Die Maurer benutzen fleißig das Richtscheit und das Senkblei, damit die Mauern nicht schief werden. Zwischen die Steine legen sie den Mörtel, der im Laufe der Zeit steinhart wird. Bald ist die Arbeit der Maurer getan.

Es kommen die Zimmerleute; sie legen die Balken für die Fußböden und richten die Sparren für den Dachstuhl, den dann der Dachdecker mit roten Ziegeln bedeckt. Nun ist der Rohbau fertig und Maurer und Zimmerleute feiern das Richtfest.

Das Haus ist aber noch lange nicht vollendet. Die Tüncher belegen die Innen- und Außenwände mit einem Gemisch von Kalk und Sand oder mit Lehm und machen die Wände glatt. Dann legt der Bautischler die Treppen und Fußböden und macht die Türen und die Fensterrahmen. Der Stubenmaler bemalt die Wände, der Glaser setzt die Scheiben ein, der Schlosser sorgt für die Schlösser, der Hafner setzt die Öfen, der Installateur (sprich: Installatör) vollendet die Gas- und Wasserleitung oder richtet die elektrische Beleuchtung ein.

Jetzt erst ist das Haus fertig. Bald kommt der große Möbelwagen, der neue Besitzer hält seinen Einzug. Wir wünschen ihm Gottes Segen in seinem neuen Heim.

Nach Bangert.

53. Was die ganze Woche geschieht.

1. Ich baue ein Häuschen ganz allein,
will diese Woche noch fertig sein.
2. Am Montag mach' ich den Bauplatz frei,
am Dienstag trag ich die Steine herbei.

3. Am Mittwoch bau' ich die Mauern auf,
am Donnerstag seh' ich das Dach darauf.
4. Am Freitag wird Ofen und Herd gemacht,
am Samstag werden die Möbel gebracht.
5. Am Sonntag kannst du mich schon besuchen,
Mutter backt uns dazu den Kuchen.

Sprechreim.

54. Vom Ziegelstein auf dem Dache.

Der Dachziegel hat gar viel durchmachen müssen, ehe er seine hohe Stelle auf dem Dache einnehmen konnte.

Auf seiner Höhe mag er sich darüber freuen, daß er zuerst und zuletzt im ganzen Hause die Sonne sieht; aber gewiß wäre er lieber in seiner dunklen Tiefe geblieben, wenn er im vorhinein alle die Leiden gekannt hätte, die seiner auf dem Wege aus der Tiefe in die Höhe warteten. Spaten und Hacke trennten den Lehm, aus welchem der Dachziegel gemacht wurde, von seiner Mutter, der Erde, den ganzen Winter hindurch war er in weiten Lagern allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, dann wurde er mit Wasser angemacht und mit Füßen getreten. Hierbei mußte jedes Steinchen, das den Arbeiter in die Ferse stach oder sich zwischen den Fußzehen hindurchdrängen wollte, sorgfältig herausgesucht werden. Nachher, in Ziegel geformt und in Scheunen getrocknet, wandert er zu Tausenden in den Brennofen, um von der angenehmen Stubenwärme an bis zur sengenden Gluthitze alle Grade des Feuers an sich zu verspüren. Vor Angst wird er zuletzt über und über rot, weil er die Erinnerung an die ausgestandene Qual nimmer los werden kann.

Nun ist der Ziegelstein fähig, auf das Dach gelegt zu werden, um das Haus gegen Wind und Wetter zu schützen. Immer bleibt er freilich dort oben auch nicht hängen. Der alte Dachziegel wird nach längeren Jahren mürbe, zerbröckelt und fällt herab. Die Stücke kommen vielleicht wieder aufs Feld. Durch Regen und Wind verwandelt er sich hier nach und nach abermals in Erde und kehrt so zu dem Boden zurück, dem er entnommen worden ist.

Nach Runkwitz und Wagner.

55. Sorglosigkeit schadet.

„Hört.“ sagte ein Knecht zu seinem Herrn, „auf unserem Dache fehlt ein Ziegel; laßt den Dachdecker einen neuen einlegen!“

Aber der Hausherr meinte: „Ei was! Ein Ziegel mehr oder weniger, das schadet nichts.“

Mit der Zeit schadete es wohl; der Wind fuhr in das Loch im Dache und hob noch andere Ziegel aus. An der schadhaften Stelle fielen Regen und Schnee ein und machten, daß die Balken des Dachstuhles faulten. Nun mußte der Zimmermann kommen.

„Es ist schlimm,“ sagte der Zimmermann, „unter zweihundert Dinar kann ich euch den Schaden nicht gutmachen.“

Als der erste Ziegel fehlte, wär's mit einigen Dinaren abgetan gewesen. Merket euch: „Sorglosigkeit schadet.“

Nach Kuntwiz.

56. Der kleine Baumeister.

1. Ich trage meine Steine her
und bau' ein großes Haus
und lass' ein kleines Fenster drin,
da schau' ich dann heraus.
2. Und wer will in das Haus herein,
muß klopfen an das Tor,
doch bringt er mir nichts Süßes mit,
schieb' ich den Riegel vor.
3. Das Bauen macht mir große Müh',
das Bauen ist gar schwer,
doch wenn mein Häuschen fertig ist,
bin ich ein reicher Herr.

Richard Klement.

57. Das Haus.

Die Kinder hatten lange im Freien gespielt. Da kam der Wind dahergebraust und jagte das kleine Volk auseinander. Wie gut war es da, daß jedes Kind ein Plätzchen wußte, wohin der Wind nicht kommen konnte. Nun stürme nur, du lustiger Geselle! Wir sitzen im Stübchen daheim bei Vater und Mutter und schauen durch die Fenster-scheiben und sehen deinem tollen Treiben auf oer Gasse zu. Rüttle

nur wacker an Thür und Fenster! Die bleiben solchen Gästen verschlossen; und daß du nicht mit Gewalt öffnest, dafür haben Tischler und Schlosser schon gesorgt.

Als nun der Herr Wind merkte, daß er da drinnen in Stuben und Kammern mit Tischen und Stühlen sein Wesen nicht treiben konnte, da fuhr er hinauf auf das Dach, riß die Wetterfahne hin und her, polterte zwischen den Dachziegeln umher, sah durch die Dachfenster auf den Speicher und schnob dann im Schornsteine auf und nieder. Das war eine prächtige Musik! Wäre der Schornstein nicht so lang gewesen, so hätte der Herr Wind gern der Küche einen Besuch gemacht. Was gab es da alles zum Zerbrechen! Schüsseln und Teller, Töpfe und Näpfe, Kannen und Tassen! Und was für schöne Musik hätten die Kessel und Pfannen, die Deckel und Trichter gemacht!

Nirgends konnte der Herr Wind dem starken Hause etwas antun. In den Keller unten mochte er nicht hinein; denn als er zum Kellerloche hineinschaute, da sah es so finster drinnen aus. Große Tonnen und Fässer standen in einer Ecke und in einer anderen lagen Haufen von Kartoffeln und Rüben. Damit spielte es sich schlecht. Weit besser gefiel es ihm auf dem Hofe. Da tanzte er mit den Strohhälmchen, fuhr durch das Gebälk und die Sparren im Dache und besuchte die Sperlinge in ihren Nestern.

Aber in die Ställe konnte er nicht hinein. In dem einen Stalle standen die schmutzen Kälber und fraßen den gelben Hafer und das Heu aus hölzernen Krippen. In dem anderen lagen auf frischem Stroh wohlgenährte Kühe. Nebenan befanden sich die fetten Schweine, und dann kam ein großer Stall voll schöner weißer Schäfchen, die eben erst von der Weide gekommen waren und sich nun ebensowenig um den Wind bekümmerten als die anderen Tiere.

Da hat sich der Wind geärgert und ist nach Hause geflogen. Wo sein Haus steht, das weiß ich nicht; ich aber freue mich, daß ich in einem Hause wohne, welches mich vor Wind und Wetter schützt, und daß ich Eltern habe, die mir zu essen und zu trinken geben und ein Bett, worin ich schlafen kann.

Fr. G. Bocci.

58. Die Familie.

Zur Familie zählen vor allem der Vater, die Mutter, die Brüder und die Schwestern, also die Eltern und die Kinder.

Der Vater ist das Haupt der Familie. Er arbeitet für alle und schafft allen Nahrung und Kleidung. Die Mutter besorgt den Haushalt, während der Vater auf Arbeit oder an sein Geschäft geht. Sie kocht, näht, strickt, spinnt und bessert zerrissene Kleidungsstücke, Strümpfe und Wäsche aus. Sie sorgt für alle Mitglieder der Familie.

Die Kinder müssen den Eltern gehorsam sein, weil sie ihnen so viel Gutes erweisen. Dies hat Gott befohlen. Nur undankbare, schlechte Kinder sind ungehorsam. Die Geschwister müssen miteinander verträglich leben und dürfen nicht streiten. Die größeren Kinder sollen den kleineren nachgeben und auf sie achten, damit sie nicht fallen oder sich sonst einen Schaden zufügen.

Zur Familie gehören auch die Knechte und Mägde, die man mit einem Worte Dienstboten nennt. Der Vater hat bei seinem Geschäft oft auch Gesellen und Lehrlinge. Diese helfen ihm bei der Arbeit und müssen recht fleißig sein. Fauler Leute hat niemand gern im Dienste.

Nach L. Kellner.

59. Mutters Geburtstag.

1. Geburtstag hat mein Mütterlein,
drum eil' ich schnell hinaus;
zur grünen Wiese geh' ich hin
und pflück' ihr einen Strauß.
2. Gern brächt' ich zu dem Festtag heut
das Schönste, was ich find';
die Heckenrosen dort am Strauch
in voller Blüte sind.
3. Und dort am Walde winken mir,
noch feucht vom Morgentau,
der Mutter Lieblingsblumen zu —
Vergißmeinnicht schön blau.
4. Jetzt ist der Strauß mir groß genug,
ich eil' ins Haus zurück:
»Lieb Mütterlein, ich schenk' ihn dir
und wünsch' dir herzlich Glück!«

A. Herbst.

60. Der Namenstag des Vaters.

Der Namenstag des Vaters war herangekommen. Da sammelten die jüngsten Kinder die schönsten Blumen des Gartens. Daraus flochten sie einen herrlichen Kranz für den guten Vater. Sie konnten vor Freude kaum schlafen.

Am Morgen des Namenstages schlichen sie mit bloßen Füßen in die Schlafstube des Vaters. Ganz leise legten sie den Blumenkranz auf sein Bett. Dann gingen sie still wieder aus dem Zimmer. Der Vater hatte alles ruhig in seinem Bette beobachtet.

Nach dem Aufstehen kam er mit dem Blumenkranze zu seinen Kindern. Sein Gesicht strahlte vor Freude. Er sprach: „In der Nacht haben Englein mir diesen Kranz gebracht.“ Da flogen die Kinder an die Brust des guten Vaters. Dieser umarmte die Kinder innig. Und alle freuten sich des Tages.

Kurze Zeit darauf klopfte es an der Thür. Ein Bote erschien. Er brachte ein Fäßchen mit Wein. Dieses Fäßchen hatte der älteste Sohn dem guten Vater zum Namenstage gesandt.

Dann trat der Vater an den Tisch. Hier lag ein großes Blatt Papier. Darauf hatte der zweite Sohn dem guten Vater zum Namenstage einen schönen Wunsch geschrieben. So hatte kein Kind des Vaters vergessen. Alle hatten sich an diesem Tage seiner erinnert.

Der Vater war hoch erfreut. Wiederholt traten ihm die Tränen in die Augen. In seinem Geiste segnete er die Kinder. Dann sagte er leise: „Herr, vergilt meinen Kindern ihre Liebe!“

Nach Krummacher.

61. Glückwunsch zum Namenstage.

Teuerster Vater!

Da ich fern vom Elternhause weile, so ist es mir diesmal nicht möglich, Dir, liebster Vater, meinen Glückwunsch mündlich darzubringen.

Dein Namensfest weckt in mir die Erinnerung an die unzähligen Wohlthaten, die Du mir in meinem Leben schon erwiesen hast. Wie liebevoll, teurer Vater, hast Du bisher für mich und meine Geschwister gesorgt! Nimm für all das Gute den herzlichsten Dank Deines jüngsten Kindes an! Möge Dir der liebe Gott als Belohnung für Deine unermüdliche Fürsorge dauernde Gesundheit, Frieden und Heiterkeit bis in die Tage Deines höchsten Alters gewähren! Ich ver-

spreche Dir, stets Dein gutes, dankbares Kind zu bleiben wie bisher, und bitte Dich, mir Deine väterliche Liebe und Güte für alle Zeit zu bewahren.

Mit den innigsten Grüßen an Dich, die teure Mutter und die lieben Geschwister bleibe ich

Dein dankbarer Sohn

Ludwig.

Maribor, am 1. Dezember 1921.

62. Zum Geburtstage des Vaters.

Lieber Vater, ich bringe dir
meinen schönsten Glückwunsch hier;
will dich immer herzlich lieben;
hab' dies Verschen selbst geschrieben!
Möchte es dich doch erfreun!
Künftig Jahr soll's besser sein.

63. Spruch.

Wer seine Eltern liebt und ehrt,
ist Gott und Menschen lieb und wert.

64. Wie die Verwandten heißen.

Der Vater heißet Daniel,
der kleine Sohn heißt Michael,
die Mutter heißt Regine,
die Tochter heißt Rosine,
der Bruder heißet Christian,
der Onkel heißt Sebastian,
die Schwester heißt Johanna,
die Tante heißt Susanna,
der Vetter heißet Benjamin,
die Base heißet Katharin,
die Muhme heißt Emilie —
nun kennt ihr die Familie.

Aus »Steckenpferd und Puppe.«

65. Glückliches Alter.

»Großvater, sag', du bist schon so alt; doch munter noch ist dein Gesicht, hast in den Armen noch so viel Gewalt und klagst

über Krankheit noch nicht; bist heitrer als mancher junge Mann. Wie geht das zu? Wie fängst du das an?»

»Mein liebes Kind, das war nicht schwer. Ich trieb mich in der Jugend nie wild umher; ich aß und trank auch nie zu viel, war mäßig im Schlaf, bei Lust und Spiel; ich scheute nicht vor Regen und Wind; drum blieb ich gesund. Mach's auch so mein Kind!«

Aus »Samenkörner.«

66. Mutterliebe.

1. Wenn du noch eine Mutter hast,
so danke Gott und sei zufrieden!
Nicht allen auf dem Erdenrund
ist dieses hohe Glück beschieden.
2. Sie hat vom ersten Tage an
für dich gelebt mit bangen Sorgen;
sie brachte abends dich zur Ruh'
und weckte küßend dich am Morgen.
3. Und warst du krank, sie pflegte dich;
sie lehrte dich zuerst das Reden;
sie faltete die Hände dein
und lehrt' zum lieben Gott dich beten.
4. Wenn du noch eine Mutter hast,
so sollst du sie mit Liebe pflegen;
vergelten kannst du niemals doch
der Mutter Müh', der Mutter Segen.

Paulijch

67. Kindesliebe.

Eine Mutter lag krank und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig. Sie beteten zum lieben Gott, daß er der guten Mutter helfen möge. Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bei ihrem Bette und fragte oft, wann sie wieder gesund sein und aufstehen werde. Einst sah es bei dem Bette ein Arzneiglas stehen und fragte: »Mutter, was ist in dem Fläschchen?« Die Mutter antwortete: »Mein Kind, dies ist etwas gar Bitteres und doch muß ich es trinken, damit ich wieder

gesund werde.« »Mutter,« sagte das Kind, »wenn es so bitter ist, so will ich es für dich trinken, damit du wieder gesund wirst.« Da lächelte die Mutter; sie freute sich, daß sie von ihren Kindern so herzlich geliebt wurde.

Nach Staub.

68. Kindesherz.

Ein Kindesherz soll sein
wie die Lilie so rein,
wie der Tau so klar,
wie der Spiegel so wahr,
wie der Quell so frisch,
wie die Vöglein im Gebüsch.

Kletke.

69. Die bestrafte Neugierde.

Der kleine Josef bekümmerte sich um viele Dinge, die ihn nichts angingen.

Wenn Leute auf dem Wege miteinander sprachen, so schlich er hinter ihnen her, um zu erlauschen, was sie redeten.

Bekamen Vater oder Mutter einen Brief, so wollte er stets wissen, wer geschrieben hatte und was in dem Briefe stand. ✕

Wenn Besuch kam, so wollte er in der Stube dabei sein, um zuzuhören. Wiesen ihm dann die Eltern hinaus, so horchte er wenigstens an der Türe, damit er ja wisse, was gesprochen wurde.

Da nahte sein Namenstag, an dem er jedes Jahr ein hübsches Geschenk erhielt.

Einst bemerkte er, daß Vater und Mutter in der Stube miteinander sprachen. Neugierig lauschte er an der Türe und hörte, wie die Mutter sagte: »Ich bin mit dem Josef gar nicht zufrieden. Sein Herr Lehrer beklagt sich, daß er seine Aufgaben nicht ordentlich macht und in der Schule nicht aufmerkt. Ich weiß nicht, wie dies noch enden wird.«

Der Vater aber meinte: »Ich werde schon Ordnung machen. Zunächst will ich ihn vornehmen und ihn nochmals warnen. Überdies bekommt er zum Namenstag kein Geschenk, weil er es nicht verdient.«

Josef wurde es ganz heiß ums Herz, als er dies hörte. Ein Spruch fiel ihm ein, den er in der Schule gelernt hatte:

»Der Horcher an der Wand
hört seine eig'ne Schand'.«

Nach Haesters.

70. Treueste Liebe.

1. Ein Bruder und eine Schwester,
nichts Treueres kennt die Welt;
kein Goldkettlein hält fester,
als eins am andern hält.
2. Zwei Freunde oft sich scheiden;
denn Untreu' geht im Schwang;
Geschwister in Lust und Leiden
sind treu ihr lebelang.
3. So treu, als wie beisammen
der Mond und die Erde gehn,
der ewigen Sterne Flammen
alle Nacht beieinander stehn.
4. Die Engel im himmlischen Reigen
frohlocken dem holden Bund,
wenn Bruder und Schwester sich neigen
und küssen sich auf den Mund.

Paul Heyse.

71. Gott sieht es.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: »Komm, wir wollen im Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen und es uns wohlschmecken lassen.«

Anna sprach: »Wenn du mich an einen Ort führst, wo uns niemand sieht, so will ich mitgehen.«

»Nun,« sagte Jakob, »so komm mit in das Milchkammerlein, dort wollen wir eine Schüssel voll süßer Milch verzehren.«

Anna erwiderte: »Dort sieht uns der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.«

»So komm mit in die Küche,« sagte Jakob wieder, »in dem Küchenschranke steht ein Topf voll Honig, in den wollen wir unser Brot eintunken.«

Anna antwortete: »Dort kann uns die Nachbarin sehen, die am Fenster sitzt und spinnt.«

»So wollen wir unten im Keller Äpfel essen,« sagte endlich Jakob, »dort ist es stockfinster, daß uns gewiß niemand sieht.«

Anna sprach: »Lieber Jakob, meinst du wirklich, daß uns dort niemand sieht? Weißt du nichts von jenem Auge da droben, das die Mauern durchdringt und in das Dunkle sieht?«

Jakob erschrak und sagte: »Du hast recht, liebe Schwester, Gott sieht uns auch da, wo kein Menschenauge uns sehen kann. Wir wollen darum nirgends etwas Böses tun.«

Chr. Schmid.

72. Lebensgeschichte einer Stubenfliege.

Von den Tausenden von Stubenfliegen, die den Sommer durchsummten, ist im Zimmer nur noch eine einzige übrig. Sie ist zur Hausfreundin geworden, sie darf sich ungestört auf die Fliegenklappe setzen und gehört zur täglichen Tischgesellschaft. An der Decke, nicht weit vom Dien, ist ihr Lieblingsplätzchen. Wer möchte nicht ihre Lebensgeschichte kennen?

Die Mutter unserer Fliege bewohnte den Pferdestall und legte dort auch ihre Eier ab. Es waren deren 80. Eine gute Henne legt höchstens jeden Tag ein einziges Ei und wird dann schon als fleißig gerühmt, die Fliege dagegen war schon in einer Viertelstunde mit allen achtzig fertig! 24 Stunden später war unsere Fliege bereits als winzige Made ausgeschlüpft. Sie speiste nun Tag und Nacht mit ihren 79 Geschwistern um die Wette. Nach 14 Tagen war sie ausgewachsen; sie war 10 mm groß geworden, etwa so lang wie der Nagel am kleinen Finger. Jetzt hörte sie mit dem Fressen auf; ihre weiche, weiße Haut ward hart und rotbraun; die Augen hatten nichts mehr zu sehen, der Mund nichts mehr zu fressen, sie verschwanden. Das Tierchen schrumpfte zusammen, ward dicker und kürzer und sah fast aus wie eine Tonne.

Außerlich erschien das Tönnchen tot, innerhalb desselben aber arbeitete es rastlos weiter. Nach 14 Tagen sprang der Deckel der Tonne auf und unsere Stubenfliege schlüpfte in ihrer vollendeten Gestalt hervor. Die Flügel waren noch klein und zusammengeknittert; der Kopf hatte seine beiden großen Augen, die wiederum aus Hunderten von kleinen Augen zusammengesetzt sind, und durch ein fadenförmiges Stielchen hingen Kopf und Brust zusammen.

So saß das neugeborene Geschöpf zunächst ein wenig still im warmen Sonnenschein, dann versuchte es seine Flügel; sie schwirrten, und mit Gesumm ging die Reise fort. Das Stubensfenster war offen: der ungebetene Gast war da. Im Hause traf die Fliege zahlreiche Verwandte, da aber keine von ihnen je ihre Eltern gekannt hatte, so wußte auch keine, wie weit etwa die Verwandtschaft her sei. Ein Naturforscher aber behauptete, es sei leicht möglich, daß die Tausende, die im Sommer um Milchtöpfe und Suppenteller schwärmen, von einem einzigen Fliegenpaare herkommen könnten, das im Frühjahr im Hof oder Garten ausgekrochen sei.

Raum war unsere Fliege da, da hatte sie auch schon entdeckt, daß auf dem Tische etwas Leckerer zu schmausen war. Schnell befeuchtete sie mit ihrem Rüssel ein Zuckerkrümchen; sie sog es auf, nachdem es sich aufgelöst hatte. Als die Fliege mit ihrer Mahlzeit zu Ende war, putzte sie sich; sie hob die Beine geschickt bis auf den Rücken und bürstete die Flügel ab, damit ja kein Stäubchen daran haften. So hat sie es den ganzen Sommer hindurch getrieben. Der Frost tötete endlich im Oktober ihre Kameraden; sie aber wußte sich zu retten. Mutterseelenallein spaziert sie jetzt an der Decke herum, ohne zu fallen. Wie ist das möglich? Sie hat am Ende des Fußes weiche Ballen, die einen klebrigen Saft ausschwiszen. Mit diesem klebrigen Fußballen hält sie sich fest.

So ist denn auch die kleine Fliege ein Kunstwerk. Kein Künstler unter den Menschen könnte es herstellen.

H. Wagner.

73. Mutter Schwalbe.

Die Schwalbe hat mit Mühe und Fleiß ihr Häuschen sich gebaut, hat unterm Dach es festgekl. bt, drum jubelt sie nun laut.

Sie schlüpft den lieben, ganzen Tag gar vielmal ein und aus, bringt Stroh und Federlein zum Bett ins kleine neue Haus.

Dann legt sie kleine Eier auch ins warme Nest hinein; drauß schlüpfen um die Sommerszeit die nackten Vögelein.

Die sperren gleich die Schnäblein auf, nach Futter schreien sie; da hat Frau Schwalbe viel zu tun, ist fleißig spät und früh.

Sie haschet Fliegen in der Luft und Mücken auch dazu und bringt sie ihren Kindern heim, — die fressen sie im Nu.

Und wenn die Vögelein flügge sind, dann flattern sie umher, und wird es kalt, dann ziehen sie weit über Land und Meer.

G. Chr. Dieffenbach.

74. Der Hund.

Unser Nachbar hat einen großen Hund. Er hört auf den Namen: Rex. Die Kinder betrachten ihn oft und spielen auch gerne mit ihm.

Rex hat einen kräftigen, mit langen gelben Haaren bedeckten Körper und einen langen Schweif. Wenn er sein Maul öffnet, sieht man zwei Reihen weißer, scharfer Zähne. Wenn Leute an das Haus herantreten, die er nicht kennt, so knurrt er und bellt sie an. Auch an der Kleidung packt er sie, wenn sie trotzdem weiter wollen. Bei Nacht heult er hie und da. Am Halse hat er ein Halsband aus Leder, an dem ihn sein Herr an der Leine führt, wenn er mit ihm ausgeht, und wohl auch bei der Hundehütte im Hofe an die Kette legt. An den Füßen hat Rex starke, aber stumpfe Krallen.

Rex ist seinem Herrn ganz ergeben. Er will immer bei ihm sein und er würde ihn auch verteidigen, wenn es nötig wäre. Der Herr liebt ihn daher sehr.

75. Die Raze mit dem Glöcklein.

Die Mäuse kamen einmal auf einem Dachboden zusammen und überlegten, wie sie sich vor der bösen Raze schützen könnten. „Dazu weiß ich ein Mittel,“ sagte ein junges Mäuschen. „Wir wollen der Raze ein Glöcklein anhängen. Dann hören wir sie immer klingeln, und ehe sie kommt, verstecken wir uns in unsere Löcher.“ Alle Mäuse freuten sich über diesen klugen Rat und piffen und sprangen und tanzten vergnügt durcheinander und riefen: „Nun kann uns die Raze nichts mehr tun!“ In der Ecke auf dem Boden lag das Halsband, welches sonst das kleine Hündchen des Hausherrn um seinen Hals getragen hatte, und es waren noch ein paar kleine Glöcklein daran. Alle Mäuse fingen nun an zu nagen und hatten bald eines abgenagt. Jetzt aber war die Frage: „Wer soll denn der Raze das Glöcklein anhängen?“ — Dazu war niemand zu finden und alle Mäuse und Mäuschen schliefen betrübt in ihre Löcher zurück.

76. Miez ist krank.

Miez ist krank! Miez ist krank!
Sitzt verdrießlich auf der Bank,
mag kein einzig Mäuslein haschen,
mag von süßer Milch nicht naschen,

mag mit Ruhmen und mit Wettern
 nicht mehr auf die Dächer klettern,
 mag nicht nach den Böglein springen,
 die im Garten lustig singen,
 macht ein jämmerlich Gesicht,
 selbst das Würstlein lockt sie nicht.
 Ach, sie quält der Katzenjammer!
 Maschte in der Speisekammer,
 wollte von den leckern Sachen
 einen guten Tag sich machen, —
 hat den Magen sich verdorben,
 wär' vor Schmerzen fast gestorben,
 sitzt verdrießlich auf der Bank.
 Wiez ist krank! Wiez ist krank!

August Sturm.

77. Der Kater und der Spatz.

Es flog ein Spatz auf den Düngerhaufen eines Bauern. Da kam der Kater, erwischte ihn, trug ihn davon und wollte ihn verspeisen. Da sagte der Spatz: »Kein Herr frühstückt, ehe er sich den Mund gewaschen hat.« »So?« sagte der Kater, und weil er auch ein Herr sein wollte, setzte er den Vogel auf einen Stein und fing an, mit der Pfote den Mund zu reiben. Husch! war der Spatz davon. Das ärgerte den Kater über die Maßen und er rief: »Solange ich lebe, will ich immer zuvor frühstücken und dann erst den Mund waschen!« Und so macht es der Kater bis heute

O. Dähnhardt

78. Bestrafter Ungehorsam.

Mäuschen ging auf Wanderschaft,
 Mutter wollt's nicht leiden.
 Sagte: „Bist noch viel zu jung,
 sollst zu Hause bleiben.“
 Aber Mäuschen hörte nicht,
 fort lief es vermessen.
 Kaze kam, die Kaze sah's,
 Kaze hat's gefressen.

L. W.

79. Die Tiere in Haus und Hof.

1. Schon wieder ist nach dunkler Nacht
ein neuer Tag vom Schlaf erwacht;
ihn hat schon längst der stolze H a h n
mit lauter Stimme kundgetan.
2. Die H e n n e führt die Küchlein aus,
die T a u b e fliegt aus ihrem Haus.
Sieh! über das bemooste Dach
kehrt heim der K a t e r allgemach.
3. Der H o f h u n d bellt ihn grimmig an,
zerrt an der Kette, was er kann.
Die M ä u s c h e n spielten eben noch,
jetzt fliehn sie zitternd in ihr Loch.
4. Die G ä n s' und E n t e n, schwer und dumm,
die watscheln in dem Hof herum.
Die S c h w a l b e n fliegen ab und zu
und zwitschern ganz vergnügt dazu.
5. Dort auf dem hohen Kirchendach
die S t ö r c h e sind ja auch schon wach.
Am B i e n e n s t o c k schaut nebenan
das V ö l k l e i n sich das Wetter an.
6. Im Lindenschatten, nimmer müd',
der Brunnen plätschert sein Morgenlied.
Der Bauer kommt, er öffnet den Stall,
da regt sich's drinnen auch überall.
7. Die P f e r d e lauschen, sie hören's gern
und grüßen wiehernd den guten Herrn.
Die K ü h e, welche die Milch ihm schenken,
will er dafür jetzt füttern und tränken.
8. Das S c h w e i n wälzt sich im Pfuhe um
und schnüffelt gierig im Trog herum.
Das S c h a f und die Z i e g e, alle beide
gelüstet's nach frischem Futter der Weide.

80. Das Taubenhaus.

Kommt, Kinder, wir wollen zu dem Taubenhause gehen! Da steht es mitten im Hofe wie ein Schloßchen. Es hat auch einen Turm, den die kleinen Bewohner besteigen können. Die allerliebsten Tierchen, wie ihre hellen Farben schimmern und glänzen! Einige haben ein blaugraues, andere ein grünschillerndes, manche ein weißes, wieder andere ein scheckiges Kleid. Diese hier trägt ein schmuckes Häubchen und die da drüben ist gar mit einem Kragen geschmückt. Hier habet ihr einen guten Bissen, ihr kleinen Leute! Appetit fehlt euch nicht, wie es scheint. Wie schnell geht es mit dem Auspicken!

Hörchet! Kuckediku! Kuckediku! Hehehehe! Es ist die Lachtaube, die sich hören läßt und bei uns irrigerweise Turteltaube genannt wird. Schauet dort nach dem Schlage! Da sitzen einige in recht friedlicher Weise nebeneinander, die sind wahrscheinlich besonders vertraute Freunde. Jetzt erheben sie sich und hoch über das Dach weg geht es fort ins Freie. Das sind Feldtauben, die wandern gern hinaus ins Feld, während die Haustauben Stubenhocker sind und von Haus und Hof nicht weit weggehen.

Nach Dr. Pilz.

81. Der Kikeriki-Hahn.

1. Wenn wir des Morgens früh aufsteh'n
und dann nach unsern Hühnern seh'n,
dann lock' ich meinen Hahn zu mir:
„Ei, lieber Hahn, wie geht es dir?
Ei, sag', warum
bist du so stumm?“

2. Die Augen macht er zu alsdann,
weil er auswendig alles kann;
er schlägt mit seinen Flügeln schnell
und krähet wohlbedacht und hell
und irrt sich nie:

„Kikeriki!“

Hoffmann v. Fallersleben.

82. Haushahn und Henne.

Das Kind schläft früh noch ruhig in seinem Bette, da ist der Hühnerhahn in seinem Häuschen schon munter. Er weckt seine Hennen mit lautem Krähen. Dann spaziert er selber zuerst heraus, schlägt

mit den Flügeln, ruft laut sein Kikeriki! und wünscht damit allen Leuten im Hause einen guten Morgen.

Nun kommen die Hennen hervor. Vor jeder macht der Hahn eine schöne Verbeugung und heißt sie willkommen. Findet er ein Körnchen, einen Wurm oder ein Käferchen, so frißt er es nicht etwa gleich selber. Er ruft die Hennen herzu und gibt's ihnen. Erst wenn sie alle versorgt sind, denkt er auch an seinen eigenen Schnabel. Kommt ein fremder Hahn vom Hofe des Nachbars herzu und will den Hausfrieden stören, so geht der Haushahn mutig und tapfer auf ihn los. Er bekämpft ihn mit Flügeln, Sporen und Schnabelhieben und achtet es nicht, wenn er selber dabei Federn lassen muß oder ihm der Kamm blutig gehackt wird. Er ist ein wackerer Herr, der die Seinen gegen den Feind zu verteidigen weiß und sein Hausrecht gehörig braucht, sobald es nötig ist.

Die Henne besorgt ihre Geschäfte ebenfalls pünktlich, wie sich gehört. Sie möchte gern Küchlein ausbrüten und großziehen, darum sucht sie in aller Stille das Nest auf und legt ihr Ei. Nachher verkündet sie es mit lautem Freudengeschrei aller Welt. Nimmt ihr die Hausfrau das Ei weg, so legt sie am nächsten Morgen doch wieder eins und fährt damit den ganzen Sommer hindurch fort. Läßt ihr aber die Hausfrau die Eier, bis das Nest voll ist, so setzt sich die Henne darauf. Sie brütet auf den Eiern 3 Wochen lang, Tag und Nacht, und nimmt sich kaum Zeit zum Fressen und Trinken. Die kleinen Küchlein führt sie in den warmen Sonnenschein, lehrt sie die Erde auftragen und Körnchen suchen. Kommt des Nachbars große Kacke auf den Hof, um ein Küchlein wegzuhaschen, so sträubt die Henne die Federn und fährt zornig auf den Feind los. Sie hackt tapfer auf die Kacke ein, bis diese die Flucht ergreift.

Sobald es am Abend kühl wird, nimmt die Henne ihre Kindlein alle unter ihre Flügel, wärmt sie und schützt sie bis an den Morgen.

Der Haushahn und seine Hennen tun Tag für Tag redlich ihre Schuldigkeit, und jedermann hält sie darum hoch in Ehren und hat sie gern.

Herrn. Wagner.

83. Rätsel.

Wer hat einen Kamm und kämmt sich nicht,
wer hat Sporen und reitet nicht,
wer hat viel Sichel und schneidet nicht?

84. Das Pferd.

Das schönste und wohl auch das wertvollste Haustier ist das Pferd. Seine Körperkraft, seine Schnelligkeit, sein Mut und seine große Anhänglichkeit haben das edle Tier zu einem treuen Gefährten des Menschen gemacht. Es erkennt wie der Hund seinen Herrn und folgt willig seinem Befehle.

Sein schlanker Körperbau sowie die langen, jedoch leichten und sehr kräftigen Beine befähigen das Pferd zu raschem Laufe und zum Übersetzen mannigfacher Hindernisse. Auf seinem sanft gebogenen Rücken trägt es mit Leichtigkeit den Reiter. Mit den harten und außerdem durch Hufeisen geschützten Hufen stemmt es sich in den Boden, ein Ruck — und der schwere Lastwagen rollt ächzend und knirschend auf der Landstraße weiter. Der langhaarige Schwanz und die seitlich am Halse herabhängende Mähne erhöhen nicht nur das stattliche Aussehen des nützlichen Tieres, sondern im Schwanze besitzt das Pferd auch ein brauchbares Werkzeug zum Verscheuchen der lästigen Insekten.

Das Pferd fordert eine gute Behandlung, sonst wird es störrisch und scheu.

Nach Czerny-Bielig.

85. Spazenausflug.

Die Spaz'n schreien in ihrem Nest,
als hätten sie ein großes Fest:

Philippzipzip!

Philippzipzip!

und weiß nicht, wie viel Gäst'. —

Nun ist vorbei Gesang und Schmaus,
da fliegen sie aufs Dach heraus!

Philippzipzip!

Philippzipzip!

und ruh'n ein wenig aus.

Der alte Spaz, der kluge Mann,
hebt jezo seine Rede an:

Philippzipzip!

Philippzipzip!

hoch auf der Wetterfahn':

„Ihr Kinder, eh' nach Samen
 ihr ausfliegt auf das Feld,
 geb ich euch eure Namen,
 dann schlagt euch durch die Welt.
 Ihr könnt nun prächtig singen
 und flattern und hüpfen und springen,
 und bau'n, wo's euch gefällt.

So merkt denn auf und hoiret,
 wie jeder von euch heißt,
 und seid dann unbesorget,
 wenn ihr von dannen reist.
 Helft nun einander treulich,
 und seid nicht so abscheulich,
 seid friedlich allermeist!

Du bist der Winkelschupfer,
 der Müd' und Schnack' ertappt,
 du bist der Gassenhupfer,
 der Korn und Hafer schnappt,
 und du der Bröselesser,
 und du der Kirschenfresser,
 wohl schmeck' euch, was ihr habt!

Und wohnt ihr in den Hecken,
 und wohnt ihr unterm Dach:
 fern sei euch' jeder Schrecken
 und jedes Ungemach!

Seid nur auch auf der Lauer,
 wenn über Zaun und Mauer
 euch schleicht das Käzchen nach!

Miau! Dort kommt sie schon, die Katz,
 die hat uns all auf einen Satz:

Zwidelwickbembem!

Zwidelwickbembem!

Sucht einen sichern Platz!“

Friedrich, G. U. L.

86. Der Haussperling.

1.

Der Sperling oder Spatz fehlt fast in keinem Orte unseres Vaterlandes. Er hüpf't meist auf der Straße umher, fängt wie ein

Gassenbube mit seinen Kameraden Händel an, macht Lärm und ruft beständig: Tschirp, tschirp! oder auch: Schelm, Schelm!

Vom Reisen ist der Spatz kein Freund; auch im Winter bleibt er an seinem Standorte. Da sucht er sich manchmal im Schornsteine ein Plätzchen aus, um sich vor der Winterkälte zu schützen. Kommt er dann aus seinem Verstecke, so sieht er rußig wie ein Schornsteinfeger aus und es dauert ziemlich lange, bis sein Gefieder rein wird. Manchmal kehrt der Sperling auch in einem Schwalbenneste ein. Wenn dann die Schwalbe im Frühjahr von ihrer Wanderung zurückkehrt, gibt es Streit zwischen ihr und ihm.

Sein Nest baut er hin, wo es ihm gefällt. Zum Bau desselben trägt er Zweige, Halme und Federn, auch Hadern und Papierschnitzel zusammen.

2.

Überall drängt sich der Sperling hinzu. Wenn in der Scheune gedroschen wird, so muß er seinen Teil erhalten; werden Hühner und Tauben gefüttert, so ist er auch dabei; wenn der Fuhrmann vor dem Wirtshause seine Pferde füttert, findet sich der Sperling ein, um an der Mahlzeit teilzunehmen; reifen die Kirschen und Weintrauben, so muß er die ersten haben; auch die Zuckererbsen im Gemüsegarten und die Weizenkörner auf dem Felde bleiben von seinem kecken Schnabel nicht verschont.

Doch ist der Sperling auch ein nützlicher Vogel. Im Frühlinge und Sommer vertilgt er unzählige Raupen, die den Fruchtbäumen großen Schaden zufügen würden. Wenn es daher dem armen Schelme im Winter oft recht kümmerlich geht, verdient er's wohl, daß man ihm ein paar Körner oder Krümchen streut.

Bielig-Czerny.

87. Der Nutzen des Schweines.

1.

Der Herbst mit seinen nebelreichen, regnerischen Tagen war vergangen und der Winter hatte im Lande Einzug gehalten. „Mutter,“ sagte eines Tages der Vater, „die Kälte hält an, wir werden unser Schwein schlachten lassen.“ Die Mutter hatte nichts dagegen. Sie hatte darauf gesehen, daß es regelmäßig und reichlich mit Mais,

Erbsen und Kartoffeln gefüttert wurde. Der Lohn ihrer Fürsorge blieb auch nicht aus. Fettgemästet lag das Tier in seinem Stalle und konnte sich nur noch mühsam zu seinem Futtertroge bewegen. Zwei Tage später kam der Fleischer und bereitete dem Schweine ein rasches Ende. Nachdem es getötet war, konnten die Kinder herbeikommen, um den weiteren Vorgang beim Zerlegen des Tieres zu beobachten.

2.

Neugierig umstanden sie den Trog, in welchem dem Schweine mit siedendem Wasser sein Borstenkleid abgebrüht und abgeschabt wurde. Sie betrachteten den kegelförmigen, mit einem Rüssel versehenen Kopf, mit dem es in der weichen Erde oder an einer morastigen Stelle des Hofes tapfer darauf losgewühlt und nach Würmern und sonstigem Getier gesucht hatte. Die beiden vorstehenden Hauer mußten eine gefährliche Verteidigungswaffe gegen jeden Feind gewesen sein. Die kleinen, tiefliegenden und dichtbewimperten Augen konnten nicht so leicht verletzt werden, wenn es in tollem Übermuth grunzend das Dornengebüsch beim Zaune dort durchbrach. Die kurzen Beine, deren Behen mit Hornschuhen umkleidet sind, mußten, wenn auch schlank, doch kräftig gewesen sein, um den schweren, über 100 Kilogramm wiegenden Körper tragen zu können. Wie staunten die Kinder erst, als der Fleischer, nachdem das tote Tier mit dem Kopfe nach abwärts aufgehängt worden war, dasselbe ausweidete und mit einem scharfen Beile längs des Rückgrates in zwei Hälften teilte. Vom Fleische war nur wenig zu sehen. Unter der Haut und zu beiden Seiten der Bauchhöhle waren mächtige Fettschichten zu erblicken.

3.

Mit geübter Hand und großer Fertigkeit löste jetzt der Gehilfe des Fleischers das Fett von dem Fleische und der Haut los und gab es auf große Schüsseln. Die Mutter befahl der Magd, das Fett in die Kammer zum Auskühlen zu tragen, damit es sich besser in kleine Würfel schneiden lasse, um hernach ausgelassen das beste Schmalz zu liefern.

Den mächtigsten Fettschichten, die gegen den Nacken zu gelagert waren, wurde die Haut belassen. Sie werden, wenn sie gesalzen, gebeizt und geräuchert worden sind, als Speck vortrefflich munden und der Mutter bei der Bereitung vieler Speisen gute Dienste leisten. Das Fleisch selbst wurde in Stücke zerlegt, wie der Speck gesalzen und in einem Bottich zum Zwecke des Weizens aufgeschichtet. Wenn

es gut durchgebeizt worden ist, werden die einzelnen Stücke an Schnüren befestigt und im Kamine geräuchert werden. Doch kann dies nur in einem Rauchfange geschehen, dessen Ofen mit Holz geheizt wird; Steinkohlenrauch macht das Fleisch ungenießbar. Der Kopf, die Lunge, die Leber, das Blut und teilweise die Haut wurden zu Würsten verarbeitet. Die sorgfältig gereinigten und umgewendeten Gedärme dienten diesen als Hülle. Aus den Knochen, insbesondere den zarten, doch sehnigen Gelenken und aus der übrigen Haut wird nach einigen Tagen die Mutter eine wohlgeschmeckende Sulze kochen. Zum Schlusse kam noch der Bürstenbinder und ersuchte um die Rückenborsten des Schweines. Er braucht diese zur Erzeugung seiner Bürsten.

So sahen die Kinder, daß alle Körperteile des Schweines ihre Verwendung finden und wie nützlich dieses Haustier dem Menschen ist.

Nach Czerny. (Gefürzt.)

88. Die Enten.

Frau Ente sprach zum Enterich:

»Die Hitze heut' ist fürchterlich.

Und dieser Staub! Ich putzte doch

heut' früh mein Federkleid so schön.

Nun sieh mich an! Merkst du es noch?

Nur Staub, sonst nichts, ist dran zu seh'n.

Wär's nicht zum Badengehen Zeit?«

Herr Enterich sprach: »Ich bin bereit.«

Da eilt der Enten Schar hinaus

zum Weiher, der nicht weit vom Haus,

und rudert, plätschert, taucht und schwimmt

und kühlt sich in der frischen Flut.

Dann ruft Frau Ente kurz, bestimmt:

»Nun schüttelt euch die Federn gut,

und duckt euch in das Gras hinein,

ein Schläfchen wird jetzt nützlich sein.«

J. Karker.

89. Das Vogelnest.

Franz fand im Garten in einer Hecke ein Vogelnest. Jubelnd lief er zum Vater, führte ihn hin und zeigte ihm seinen Fund. »Sieh nur,« rief der glückliche Knabe, »sieh nur das zarte,

weiche Nestchen von Moos und Wolle und darin die vier niedlichen Eier! Darf ich mir diese Eier nehmen?« »Nein, lieber Franz,« antwortete der Vater: »laß nur die Eier im Neste liegen! Du erlebst dann noch mehr Freude.« Franz ließ sie liegen, ging aber am andern Morgen wieder hin und fand nun fünf Eier. Er erzählte dies dem Vater wieder und dieser sagte: »Nun bleib einmal vierzehn Tage weg vom Nestchen! Dann will ich selbst mit dir hingehen.«

Das geschah. Wie sehr freute sich Franz, als er jetzt mit dem Vater wieder zum Neste trat und statt der Eier fünf kleine, nackte Vöglein erblickte! Die sperrten die Schnäbel auf, als wollten sie Futter haben. Vater und Sohn traten jetzt auf die Seite. Da kam bald die Mutter der Vöglein und hatte ein Würmchen im Schnabel, mit dem sie die Kinderchen fütterte. »Siehst du,« sagte der Vater, »hättest du damals die Eier genommen, so würdest du jetzt die Freude nicht haben.«

Täglich ging nun Franz zu seinem Neste, bis die Vöglein größer wurden und ausflogen. Im andern Jahre aber kamen die Alten wieder und bauten ihr Nest in derselben Hecke.

L. Kellner.

90. Das Johanniskwürmchen.

Eines Sommerabends saß die Magd auf einer Bank im Garten und zeigte der kleinen Anna die Sterne, die eben am klaren Himmel erschienen. Auf einmal entlief Anna der Magd und eilte einem leuchtenden Dinge nach, das im Garten umherflog, bis sie es endlich in der Hand hatte.

Sie brachte es der Magd und beide gingen darauf in das Zimmer. Anna wollte das schöne Ding bei Licht besehen. Als sie die Hand öffnete, kroch darauf eine kleine Fliege umher. Voll Ekel warf das Kind das Tier weg.

Die Magd erklärte nun, dies sei ein Johanniskwürmchen, welches im Dunkeln leuchte, bei Licht aber keinen Glanz mehr habe.

Nach A. M. Slomset — Fr. Fint.

91. Die Rosen.

Ein Landmann, der auf einem entlegenen Bauernhofs wohnte, brachte schon im Monate März einen Rosenstock aus der Stadt mit und pflanzte ihn in sein Gärtchen. Des Landmanns Töchterlein,

namens Gretchen, hatte noch nie einen Rosenstrauch gesehen und sagte: „Aber was machst du da, lieber Vater? Wie kannst du nur diese dürrn, dornigen Stauden gerade in die Mitte unseres schönen Gartens setzen? Diese Dornen sind eine schlechte Zierde; sie entstellen den ganzen Garten.“

„Warte nur zu, liebes Kind, und habe Geduld!“ sprach der Vater. „Dieser Rosenstrauch wird so wunderschöne Blumen hervorbringen, wie du dergleichen in deinem Leben noch keine erblickt hast.“ Gretchen wollte das nicht glauben und schüttelte bedenklich das lockige Köpfchen.

Aber siehe da! Der dornige Strauch fing an auszuschlagen und bekam schönes dunkelgrünes Laub; zarte Knöspchen erschienen, die immer größer wurden. Nachdem alle Aurikeln, Tulpen und Narzissen verblüht waren, öffneten sich endlich die Rosenknospen und der Strauch prangte mit einer Menge von Rosen, über deren herrliche Farbe und lieblichen Wohlgeruch Gretchen erstaunte. „O, wie schön!“ rief das Kind mehrmal, „sie sind schöner als alle anderen Blumen. Der Rosenstrauch ist die schönste Zierde des Gartens.“

„Siehst du nun, mein Kind,“ sprach der Vater, „wie aus den Dornen Rosen ausblühen? Du mußtest zwar den ganzen Frühling hindurch darauf warten und verlorst beinahe die Geduld. Aber nun erkennst du, wie wahr das Sprichwort ist: Zeit bringt Rosen. Wie mit diesem Dornenstrauch, welcher Rosen bringt, so ist es auch mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns Freude bringen. Wir müssen daher Geduld haben, denn

aus den Dornen unsrer Leiden
kommen Rosen vieler Freuden.“

Chr. Schmid.

92. Der Garten des Herrn Mirodolski.

Eine der Haupteigenschaften des Herrn Mirodolski war seine herzliche Freude an der Natur, an allem, was wächst und sich froh seines Lebens bewegt. Und gern, überaus gern hatte er die Vögel.

Der Garten vor dem Hause des Herrn Mirodolski war mit einem lebenden Zaune umgeben. Dieser war so hoch, daß ihn kein Tier überspringen, und so dicht, daß durch

ihn weder der Fuchs, noch der Marder, noch ein anderes diebisches Tier schlüpfen konnte.

In einem Teile des Gartens waren die Beete für das gewöhnliche Grünzeug, wie man es im Hause benötigt. Diese Beete wurden eingefäumt von einer Reihe Blumen, die man in jedem Bauerngarten findet. Sie blühten und dufteten, solange es ihnen gefiel. Keine grausame Hand bedrohte ihr kurzes, unschuldiges Leben.

Vor dem Hause und auf der anderen Seite des Hauses waren nur Obstbäume. So schönes, so edles Obst gab es wahrscheinlich im ganzen Lande nicht wie im Garten des Herrn Mirodolski.

In der That gab sich der Besitzer mit den Bäumen auch selbst die größte Mühe: er reinigte und putzte und beschnitt; trotzdem weiß ich nicht, wie es gewesen wäre, wenn er nicht unermüdliche, unbezahlte Mitarbeiter gehabt hätte. Der Garten des Herrn Mirodolski war der Sammelpunkt, das wahre gelobte Land der verschiedenartigsten Vögel. Hier gab es im Frühjahr fast keinen Baum ohne ein Vogelnest und im Gebüsch des Zaunes war es erst recht lebendig. Die unschuldigen Tiere wußten ganz gut, daß sie hier weder Fallen noch Schlingen, weder Nachstellungen noch Verfolgungen zu fürchten hatten. Über ihnen wachte das sorgsame Auge des Besitzers.

Die zudringlichen Späzen, halb Bettler, halb Diebe, stahlen ihm im Herbst wirklich manche Weinbeere. Herr Mirodolski duldet dies aber willig, obwohl ich nicht behaupten kann, er wäre ein besonderer Freund dieser beständigen Hungerleider und Diebe gewesen. Er verjagte sie sogar, sagt man, hie und da, doch so, daß die hungrige Gesellschaft immer bald wieder zurückgeflogen kam.

Es ist natürlich, daß der Garten des Herrn Mirodolski voll Leben, Bewegung und Gesang war. In diesem Garten

meldeten sich im Frühlinge die Buchfinken schon, wenn noch sonst überall alles still und tot war. Der Gesang der Amsel schallte im Sommer weit ins Thal hinaus.

Aus dem Slow. nach J. Stritar — Fr. Sink.

93. Der Apfelbaum.

Dicht vor dem Hause steht ein Apfelbaum. Von seinem niederen Stamme breiten sich Äste und Zweige weit hinaus. Im Frühlinge sind sie von großen, rötlich-weißen Blüten bedeckt, zwischen denen auch die grünen Blätter schon hervorsprossen. In dem lieblichen Dufte der Blüten summen fleißige Bienen; Vögel singen voller Lust auf den Zweigen.

Bald fallen die zarten Blumenblätter zu Boden; aber an ihrer Stelle schwellen kleine, grüne Knöpfchen heran, die jungen Äpfel. Die Blätter des Baumes erreichen jetzt ihre volle Größe und sind von den Strahlen der Sommersonne bald dunkel gefärbt. In ihrem Schatten sitzt die Mutter auf der Gartenbank; um diese her auf dem warmen Boden spielen die munteren Kinder.

Wenn nun der Herbst kommt, dann gibt es ein großes Fest. Die Kinder bringen Körbe herbei, der Vater stellt die große Leiter an den Baum, steigt hinauf und bricht die jetzt reifen Äpfel mit den roten Backen ab. In dem Keller werden sie aufbewahrt; sie werden im Winter gegessen und prangen zu Weihnachten am Christbaume.

F. No 11.

94. Meide schlechte Gesellschaft.

Der kleine Robert ging mit anderen Knaben auf den Spielplatz. Der Weg führte an einem Obstgarten vorbei. Ein Apfelbaum mit reifen Früchten stand hart an dem Gartenzaun und einige ganz volle Äste reichten über den Zaun bis auf die Straße. Die Kinder waren rasch mit Holzstücken und Steinen bei der Hand, die sie in die Äste warfen, um die Äpfel herunterzuschlagen. Robert beteiligte sich nicht am Herunterschlagen, auch nahm er keinen von den herabgefallenen Äpfeln. Er schaute nur zu und wartete.

In diesem Augenblicke kam der Besitzer des Gartens mit einem Stocke daher. Die Knaben waren im Nu verschwunden. Robert blieb im Bewußtsein seiner Unschuld stehen. Der Besitzer packte ihn aber und prügelte ihn weidlich durch, obwohl er weinend beteuerte, nichts getan zu haben.

Zu Hause erzählte Robert, was ihm widerfahren war. Der Vater sagte: »Du wußtest, daß die Knaben nicht viel wert waren, warum gingst du mit ihnen? Und als du sahst, wie sie stahlen, weshalb bleibst du da noch bei ihnen stehen? Wem die schlechte Gesellschaft gefällt, der ist selbst nicht viel besser!«

Kroatisches Lesebuch. — Fr. F i n k

95. Der böse Fritz.

1. Unser Fritz richt' t seinen Schlag,
wollt' ein Vöglein fangen.
Doch weil ihm denselben Tag
keines dreingegangen,
wird dem Fritz zu lang die Zeit,
denkt: Ich hab' umsonst gestreut,
will ja keines kommen.
2. Nach acht Tagen fällt ihm ein,
im Garten zu spazieren.
Es ist schöner Sonnenschein,
man kann nicht erfrieren,
und am alten Apfelbaum
kommt's ihm plötzlich wie im Traum,
ob der Schlag gefallen?
3. »Ja, es sitzt ein Vogel drin!
Aber weh! o wehe!
Das ist trauriger Gewinn:
tot, soviel ich sehe! —
Aber was kann ich dafür?
Sicher hat das dumme Tier
sich zu Tod gefressen!«

4. So tröst't sich dein Mörder wohl,
 der dich hungern lassen,
 aber ich vor Leid und Groll
 weiß mich nicht zu fassen!
 Hast alle Körnlein aufgepickt,
 hast dann vergebens umgeblickt,
 wo noch ein Bröslein wäre!
5. Ihr andern Vöglein allesamt
 wohl unterm blauen Himmel,
 ihr habt mit Wehgesang verdammt
 den Vogelstellerlummel.
 Ach, eines starb so balde, bald,
 eben da in Feld und Wald
 der Frühling wollte kommen!

Eduard Mörike.

96. Die drei Schmetterlinge.

Es waren einmal drei Schmetterlinge, ein weißer, ein roter und ein gelber; die spielten im Sonnenscheine und tanzten von einer Blume zur anderen und sie wurden gar nicht müde, so gut gefiel es ihnen. Da kam auf einmal der Regen und machte sie naß. Als sie das spürten, wollten sie schnell nach Hause fliegen, aber die Haustür war zugeschlossen und sie konnten den Schlüssel nicht finden.

Da flogen sie hin zu der gelb und rot gestreiften Tulpe und sagten: »Tulipanchen, mache uns ein wenig dein Blümchen auf, daß wir hineinschlüpfen und nicht naß werden.« Die Tulpe aber antwortete: »Dem gelben und dem roten will ich wohl aufmachen, aber den weißen mag ich nicht.« Aber die beiden, der rote und der gelbe, sagten: »Nein, wenn du unsern Bruder, den weißen, nicht aufnimmst, so wollen wir auch nicht zu dir.«

Es regnete aber immer ärger und sie flogen zu der Lilie und sprachen: »Gute Lilie, mach' uns dein Blümchen ein wenig auf, daß wir nicht naß werden.« Die Lilie aber antwortete: »Dem weißen will ich aufmachen, denn er sieht gerade so aus wie ich, aber die anderen mag ich nicht.« Da sagte der weiße: »Nein, wenn du meine Brüder nicht aufnimmst, so mag ich auch nicht zu dir. Wir wollen lieber zusammen naß werden, als daß einer den anderen im Stiche läßt!«

Und so flogen sie weiter. Allein die Sonne hinter den Wolken hatte gehört, wie die drei Schmetterlinge so gute Geschwister waren und so fest zusammenhielten. Und sie drang durch die Wolken und verjagte den Regen und schien wieder hell in den Garten und auf die Schmetterlinge. Es dauerte nicht lange, da hatte sie ihnen die Flügel getrocknet und ihren Leib erwärmt. Und nun tanzten die Schmetterlinge wieder wie vorher und spielten, bis es Abend wurde. Dann flogen sie mitsammen nach Hause und schliefen.

Wilhelm Curtman.

VI. In der Stadt und auf dem Lande.

97. Stadt und Land.

Stadt und Land,

Hand in Hand;

Land und Stadt

am End' die gleichen Wege hat!

Volksmund.

98. Die Stadt.

Wie schön' ist die Stadt! Da liegt sie mit ihren hohen Türmen und ihren vielen Häusern. Die Dächer sind durchaus mit Ziegeln gedeckt. Die Häuser stehen dicht beisammen; nur selten ist ein Gärtchen zu sehen. Die Straßen sind gepflastert. In den Erdgeschossen der Häuser sind gewöhnlich die Werkstätten der Handwerker und die Laden der Kaufleute untergebracht. In den Schaufenstern gibt es für groß und klein viel zu sehen.

Ein großer Platz in der Stadt ist der Markt- oder Hauptplatz. An den Seiten des Marktplazes stehen große und schöne Häuser. Auch das Rathaus ist da, in dem der Bürgermeister und die Räte sich versammeln, um über die Angelegenheiten der Stadt zu beraten. Auf dem Marktplaze sieht man gewöhnlich ein geschäftiges Treiben; an manchen

Tagen kann man durch das Gewühl der Menschenmenge, die da hin- und herwohlt, kaum hindurchkommen.

Die Stadtbewohner betreiben meistens ein Gewerbe oder beschäftigen sich mit Handel; auch Fabriken mit hohen rauchenden Schloten finden wir hier. In der Stadt herrscht ein reges Leben, denn jeder einzelne aus der großen Zahl der Bewohner, der Fabrikant, der Kaufmann und der Handwerker, der Beamte, der Künstler und der Lehrer, geht eifrig seinem Berufe nach.

Bornehme und Geringe, Arme und Reiche eilen geschäftig aneinander vorüber. So geht es den ganzen Tag; und wenn im Dorfe längst schon tiefe Stille eingetreten ist, dann ist in den von vielen Lichtern erhellten Straßen der Stadt noch lautes Leben.

Endlich kehrt auch hier die ersehnte Ruhe ein, um nach einigen Stunden wieder dem lebhaften Treiben des Tages Platz zu machen.

99. Alle Menschen müssen arbeiten.

Die Sonne geht auf. Allüberall in Stadt und Land erheben sich die Menschen vom Lager.

Die Köchin kocht den Kaffee, die Mutter zieht die Kinder an, der Vater rüstet sich zur Arbeit. Die in der Nacht so stillen Straßen beleben sich, Tausende eilen zu ihrer Arbeit. In Scharen erscheinen die Arbeiter in den Fabriken, auf den Bauplätzen, in den Werkstätten, in den Druckereien, in den Warenlagern.

Der Maurer greift zur Kelle, der Zimmermann zur Axt, der Schlosser zur Feile, der Schmied zum Hammer, der Tischler zum Hobel, der Schneider zur Nadel, der Schuhmacher zum Leisten, der Bauer zum Flegel, der Kutscher zur Peitsche, der Gärtner zum Spaten, der Schreiber zur Feder, der Maler zum Pinsel, der Gelehrte zum Buche.

Der Arzt eilt zum Kranken, der Kaufmann in sein Geschäft, der Lehrer in die Schule, der Richter in das Gerichtsgebäude,

der Stadtrat in das Rathaus, der Beamte in seine Amtsstube, der Fremde zur Eisenbahn, der Soldat auf den Exerzierplatz.

Ja, mein Kind, alle Menschen müssen arbeiten, der eine auf diese, der andere auf jene Weise, der eine mit der Hand, der andere mit dem Kopfe. Ohne Arbeit gibt es keine Nahrung, keine Kleidung, keine Wohnung, keine Gesundheit, keine Freude, kein Glück. Die Arbeit ist Gottes Wille.

100. Was mir der Mond erzählte.

Es war gestern in der Morgendämmerung, so erzählte der Mond. Noch rauchte kein einziger Schornstein in der Stadt und die Schornsteine waren es gerade, die ich betrachtete. Plötzlich tauchte aus einem ein kleiner Kopf auf, dem bald der halbe Körper folgte. Die Arme ruhten auf dem Rande des Schornsteines. Hurra! Es war ein kleiner Schornsteinfegerjunge, der zum erstenmal in seinem Leben die Gasse ganz hinaufgeklettert war und nun den Kopf hinausgesteckt hatte.

Hurra! Ja, das war etwas anderes, als in den dunkeln und engen Röhren herumzukriechen! Die Luft wehte so frisch. Er konnte über die ganze Stadt hinwegsehen, bis nach dem grünen Walde drüben. Eben ging die Sonne auf. Rund und groß schien sie ihm ins Gesicht, das vor Freude strahlte, obgleich es durch den Ruß ganz schwarz gefärbt war.

„Jetzt kann ich die ganze Stadt sehen!“ rief er, „und der Mond kann mich sehen und die Sonne auch! Hurra!“ Und dabei schwang er lustig den Besen.

Hans Christian Andersen.

101. Die Schuhe.

Im Bauernhof kauft es
der Fleischergefell.

Zur Stadt treibt das Kälbchen
der Hund mit Gebell.

Und hat es der Fleischer
geschlachtet dann schnell,
dann holt sich der Gerber
das scheckige Fell.

Der puzt es, der gerbt es,
der härtet und färbt es
und hängt dann im Winde
das Lederfell auf.

Da holt es geschwinde
der Schuster zum Kauf.
Der schneidet und klopft es,
der nagelt und stopft es
mit Hammer und Ahle,
mit Draht und mit Zwirn
und wischt viele Male
den Schweiß von der Stirn
und hämmert im Stübchen
ohn' Rast und ohn' Ruh',
bis fertig fürs Bübchen
zwei blitzblanke Schuh'.

Julius Lohmeyer.

102. Der Schuster.

1. Gut Leder, ich klopfe
dich weidlich, klopfe, klopfe!
Und treff' mit dem Hammer
den Stift auf den Kopf.
2. Glatt über den Leisten
schon schmiegt sich der Schuh,
ein barfüßig Büblein
das gucket mir zu.

Hans Fraungruber.

103. Der Uhrmacher.

Das ist ein sehr geschickter Mann. Ich habe einmal in das Innere von Vaters Taschenuhr gesehen. Da waren so viele kleine Räder, Zapfen und Schrauben darin; es schien mir unmöglich, daß Menschenhände solch Kunstwerk bereiten könnten. Hernach bin ich aber in des Uhrmachers Werkstatt gewesen und habe gesehen, wie er alle die feinen Sachen mit den niedrigsten Werkzeugen verfertigt. Was für eine Menge Uhren waren da! Goldene und silberne Taschenuhren, Sturzuhren mit schönen Säulen und große und kleine Wanduhren. Die machten ein merkwürdiges Geräusch, und als gar eine Stunde vorüber war, da hätten ihr sollen das Schnurren und Schlagen hören. Eine große Wanduhr hinten in der Ecke rief nach jedem Schlage: Kuckuck! und eine andere, die daneben stand, fing gar ein lustiges Stücklein zu spielen an. Man sollte gar nicht glauben, daß eine Uhr so lustig sein könnte. Sie hatte ein so ernsthaftes Gesicht und schien sich um nichts weiter zu kümmern als um die Zeit. Nach C. Nacke.

104. Rätsel.

Wie heißt das Ding dort an der Wand?
 es schlägt und hat doch keine Hand;
 es hängt und geht doch fort und fort,
 es geht und kommt nicht von dem Ort.

105. Der Schmied.

1. Der Blasbalg faucht, die Eisen glühn,
 die Funken durch das Dunkel sprühn
 und auf die Straße Tag für Tag
 erschallt des Schmiedes Hammerschlag.
2. Der Meister vor dem Amboß steht
 und flink das heiße Eisen dreht,
 ein Fuhrmann schreit zur Tür herein,
 sein Rößlein will beschlagen sein.

Hans Fraungruber.

106. Die traurige Geschichte vom dummen Häschen.

1. Häschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel.
Schornsteinfeger will er werden, doch ihm scheint's nicht nobel.
Häschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken,
Häschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken.
Häschen will ein Weber werden, doch das Garn zerreißt er.
Jammer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Häschen, Häschen, denke dran, was aus dir noch
werden kann!
2. Häschen will ein Schlosser werden, sind zu heiß die Kohlen.
Häschen will ein Schuster werden, sind zu hart die Sohlen.
Häschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen.
Häschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen.
Häschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister.
Jammer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Häschen, Häschen, denke dran, was aus dir noch
werden kann!
3. Häschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende.
Drüber ist die Zeit verronnen, schwach sind seine Hände.
Häschen ist nun Hans geworden und er sitzt voll Sorgen,
hungert, bittelt, weint und klagt abends und am Morgen:
„Ach, warum nicht war ich, Dummer, in der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne, dummer Hans nur heiß' ich.
Ach, nun glaub' ich selbst daran, daß aus mir nichts
werden kann!“

Rudolf Löwenstein.

107. Gebäude und Denkmäler.

Der Vater und die Mutter sprachen davon, daß der Nachbar sein Haus verkauft habe und nun aus der Stadt wegziehen wolle. Fritz hörte ihnen zu. Da fragte er: »Kann der Herr Lehrer das Schulhaus auch verkaufen?«

»Nein, das kann er nicht,« entgegnete der Vater, »es gehört der Stadtgemeinde, sie hat es gebaut und es ist daher ihr

Eigentum. Das Schulhaus ist für alle Schulkinder da, es ist ein öffentliches Gebäude.«

»Gibt es noch andere öffentliche Gebäude?« wollte Fritz wissen.

»Auch das Rathaus, die Kirche, der Bahnhof, das Steueramt, das Gerichtsgebäude, die Kasernen usw. sind öffentliche Gebäude.«

»Ist die Burg auch ein öffentliches Gebäude?«

»Nein, sie ist ein Privatgebäude, wie die meisten Häuser der Stadt. Aber es ist ein sehr altes und merkwürdiges Bauwerk, ein Denkmal vergangener Zeiten.«

»Auch auf dem Marktplatze ist ein Denkmal.«

»Ja, die Säule, die dort steht, erinnert an das Erlöschen der furchtbaren Pestkrankheit, die einst in der Stadt herrschte und viele Opfer forderte. Solche Denkmäler gibt es noch mehrere. In der Heimatkunde wirst du darüber noch manches hören.«

Nach A. v. Ohm.

108. Im Krankenhaus.

Ein Mädchen hatte einen kranken Arm und sollte in das Spital aufgenommen werden. Da seine Angehörigen keine Zeit hatten, um es dahin zu begleiten, weil sie sehr arm waren und auf Arbeit mußten, so ging es selbst hin. Es fragte sich Gassen auf, Gassen ab bis zum Spital durch. Dort blieb es vor dem großen, freundlichen Gebäude stehen und getraute sich anfänglich gar nicht hinein, weil es sich alte, graue Mauern vorgestellt hatte mit trüben, vergitterten Scheiben drin.

Als ein Vorübergehender bestätigt hatte, daß das Gebäude wirklich das Krankenhaus sei, faßte es Mut und läutete. Es wurde, nachdem es in der Kanzlei seinen Schein abgegeben hatte, in einen Saal aufgenommen. Dort bekam es ein reines, weißes Bett und bald darauf eine gut zubereitete Mahlzeit. Später kam dann der Arzt, welcher den Arm in Behandlung nahm. Das Mädchen litt zwar große Schmerzen, aber der Arm heilte rasch, so daß es nach kurzer Zeit wieder das Spital verlassen konnte. Mit inniger Dankbarkeit

gedachte es der Tage, in welchen nicht nur der Arm heilte, sondern in welchen es auch Reinlichkeit und Ordnung kennen und schätzen gelernt hatte.

Im Laufe der Jahre wurde aus dem armen Mädchen eine brave tüchtige Frau, die dem Arzte und dem Krankenhause zeitlebens dankbar blieb. Nach Th. Meyer — Merian.

109. Die Drähte längs der Straße.

Wozu dienen die Drähte, die von Haus zu Haus an weißen Knöpfen längs der Straße fortlaufen? Auf manchem Dache ist ein ganzes Gerüst mit solchen Knöpfen aufgestellt und von dort aus geht eine Menge von Drähten zu einem anderen solchen Gerüste. Wozu sind also diese Drähte?

Wenn ihr sie verfolgtet, könntet ihr bemerken, daß viele Drähte in das Postamt hineingeleitet sind. Da sind Tische mit allerhand sonderbaren Vorrichtungen und oft hört man ein Geklapper, ohne jemanden bei dem Tische zu sehen. Zuweilen drückt aber ein Beamter auf einen Taster, bald kurz, bald länger. Er telegraphiert, sagt der Vater, er schreibt an einen entfernten Ort und dazu sind die Drähte nötig.

Andere Drähte bilden die Telephonleitung, mit deren Hilfe man sogar in weitentfernte Städte sprechen kann. Wir haben ein Telephon zu Hause. Als der Vater vor einiger Zeit verreist war, klingelte es bei unserem Telephon, die Mutter redete in den Trichter hinein, während sie eine Hörmuschel an ein Ohr drückte. Dann rief sie mich und ich hörte die Stimme des Vaters so genau als ob er im anderen Zimmer wäre, obwohl er viele Stunden weit entfernt war.

Noch andere Drähte kenne ich, die uns das elektrische Licht bringen. Der Vater sagt, diese Drähte seien besonders gefährlich, wer einen solchen dicken Draht anrühre, könne dadurch den Tod erleiden.

Ich hätte gerne gewußt, wie es möglich ist, in die Ferne zu schreiben oder zu sprechen, oder wie es kommt, daß das Licht durch die Drähte geht. Mein Bruder, der ins Gymnasium geht, meinte, ich sei noch zu klein und zu — dumm, um dies zu verstehen. Ein so schlimmer Bruder ist das! Ich werde aber den Herrn Lehrer fragen, der wird es mir sicher sagen.

Nach Alex. v. Ohm.

110. Die Eisenbahn.

Eines Samstags sagte der Vater zu dem kleinen Hans: »Wenn du morgen früh aufstehen willst, nehme ich dich mit zur Tante nach Celje. Nur mußt du sofort aus dem Bette, sobald ich dich wecke, du weißt ja, daß der Zug nicht wartet.« Hans war über diese Nachricht hoch erfreut und versprach eilig alles, was der Vater wollte.

Am nächsten Morgen ging der Vater mit Hans zum Bahnhofe. Auf dem Bahnhofe mußte er zunächst an der Kasse zwei Fahrkarten lösen. Neben dem Kassenfenster hing an der Wand eine große Preistafel, auf welcher man sehen konnte, wieviel für die Fahrkarten zu den einzelnen Bahnhofstationen zu zahlen war. Hans fand sofort, wieviel eine Fahrkarte bis Celje kostete.

In dem Kassenraume stand ein Bahnbeamter. Der Vater sagte ihm: »Ich bitte um eine ganze und eine halbe Fahrkarte dritter Klasse nach Celje.« Der Beamte fragte: »Wie alt ist der Knabe?« Der Vater entgegnete: »Noch nicht zehn Jahre.« Daraufhin gab ihm der Beamte die verlangten Fahrkarten und nannte ihren Preis. Der Vater bezahlte, nahm die Karten und ging mit Hans zum Wartesaal. Am Eingange stand der Portier, welcher die Fahrkarten durchlöcherte, und dann erst konnten unsere beiden Reisenden in den Wartesaal eintreten. Dort warteten schon zahlreiche Leute auf den Zug.

Aus dem Wartesaale kamen der Vater und Hans auf den Bahnhofsteig. Vor sich sahen sie mehrere Geleise und der Vater bezeichnete Hans die Schienen, auf welchen der Zug kommen mußte.

Bald darauf fuhr der Zug ein. Die Schaffner öffneten die Waggontüren und viele Leute stiegen aus. Der Vater und Hans gingen an der Lokomotive und dem Postwagen vorbei zu einem Waggon mit der Ziffer III an der Wagentüre. Sie stiegen ein. Die Schaffner piffen, der Zugsführer gab ein Zeichen mit einem Trompetchen und der Zug setzte sich in Bewegung.

Er hielt an verschiedenen größeren und kleineren Stationen. Während der Fahrt begegnete der Zug einem Schnellzuge und mehreren Lastenzügen.

Im Waggon waren nur wenige Personen. Der Vater unterhielt sich mit einem alten Herrn. Hans war bald eingeschlafen, es war ja noch sehr früh.

Eine Station vor Celje weckte ihn der Vater. Es war inzwischen Tag geworden. Hans rieb sich verwundert die Augen, es schien ihm unmöglich, daß sie das Ziel der Fahrt schon erreicht hätten.

Der Zug hielt. Die Schaffner riefen: »Celje, Celje!« Hans bemerkte sofort seine Tante, die auf dem Bahnhofsteige wartete. Nach einer recht herzlichen Begrüßung verließen alle drei den Bahnhof und gingen dem Hause der Tante zu.

Fr. Fink.

111. Am Fischteiche.

Emil: Da sind wir ja schon am Teiche! Gib die Semmel heraus, Otto! Hier ist ein guter Bissen für euch hungerrige Fischmäuler! Sieh, wie sie danach schnappen! Hier zanken sich zwei um ein Stück; der stärkere hat es dem schwächeren aus dem Munde gerissen — und weg ist der Räuber!

Otto: Da schau den großen Karpfen an! Der ist gewiß ein Meter lang und mehrere Kilogramm schwer. Er schimmert olivengrün, an den Seiten ist er gelb.

Anna: Seht ihr nicht den Bart, den er am Oberkiefer trägt?

Otto: Ja, wahrhaftig! Und dort ist einem gar Moos auf dem Kopf gewachsen, das muß ein alter Bursche sein.

Emil: Unser Herr Lehrer erzählte uns vor ein paar Wochen, daß die Karpfen über 100 Jahre alt werden.

Otto: Ja, sie haben ein zähes Leben und gehören zu den Sonderlingen unter den Fischen, denn sie können auch außer dem Wasser leben. Unseres Nachbars Sohn hat zu Weihnachten seinem Bruder in L. einen Karpfen zum Geburtstag gesandt. Den legten sie in eine mit Schnee gefüllte Kiste und steckten ihm ein in Branntwein getauchtes Stückchen Brot in das Maul. Dann schlugen sie die Kiste zu und schickten sie auf die Eisenbahn. Da ist der Geburtstagskarpfen in seinem Schneestübchen richtig von M. bis L. gefahren und dort ganz unverfehrt angekommen.

Emil: Auch sind die Karpfen nicht so duram, wie manche denken. Vor drei Tagen war ich an dem Bache, da sah ich einen Karpfen, der lustig im Wasser umherschnellte. Ich wollte ihn haschen, aber kaum hatte er mich erblickt, so machte er das Wasser trübe, daß ich nicht mehr sehen konnte, wo er war.

Otto: Gewiß sind die Karpfen schlaue Burschen! Der Fischer Anton hat oft gesehen, daß sie sich in die Höhe schnellten, um über das Netz wegzuspringen, in welchem sie gefangen werden sollten. Da müssen die Fischer hinter das eine Netz ein zweites legen, damit sich die Karpfen in diesem fangen. Manchmal verstecken sie sich auch in dem Schlamm und lassen das Netz ruhig über sich wegziehen.

Nach Pilz.

112. Das Fischlein.

1. Ein klares Bächlein fließet
durchs grüne Wiesental,
darinnen schwimmen lustig
die Fischlein allzumal.
2. Sie schwimmen auf und nieder
und sind so frank und frei,
die lieben Silberfischlein,
rasch gleiten sie vorbei.
3. Sie schnalzen in die Höhe
wohl einen Augenblick,
dann schlüpfen sie geschwinde
zum kühlen Grund zurück.
4. Dem Fischlein ist's so wohlig,
so frisch und leicht zu Mut;
im hellen Wasser spielen,
ist alles, was es tut.
5. Könnst' ich doch mit dir schwimmen
und spielen auch mit dir!
Leb' wohl, leb' wohl, du Fischlein,
und grüß' die andern mir!

G. Chr. Dieffenbach.

113. Der Spazennichel.

Ein ziemlich großer Junge, namens Michel, hatte Spazgen gefangen. Weil er nicht wußte, wohin damit, tat er sie in seinen Hut und stülpte diesen so auf den Kopf. Ihr könnt euch denken, was für ein Getümmel das auf dem Kopfe war.

Nun begegnete ihm ein Fremder; der grüßte ihn freundlich und sprach ihn an: „Bitte, wo geht der Weg hinaus?“ Weil aber Michel die Spazgen auf dem Kopfe hatte, dachte er: „Was geht dich der Fremde an?“, ließ seinen Hut sitzen und gab keine Antwort. Der Fremde sagte zu sich selbst: „Hier müssen unhöfliche Leute wohnen,“ und ließ den Michel weiterziehen.

Jetzt begegnete dem Knaben der Herr Bürgermeister; den pflegten alle Leute, die ihn kannten, zu grüßen. Michel grüßte aber nicht, erstens, weil er die Spazgen unter dem Hute hatte, und zweitens, weil er ein Grobian war. Der Bürgermeister sagte zu einem Gemeindediener, der eben hinter ihm herging: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist!“ Der Diener ging hin und sprach: „Hör' einmal, Michel, der Herr Bürgermeister möchte gern wissen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!“ Michel zöaerte aber immer noch und wußte nicht, wie er es machen sollte. Da riß ihm der Diener den Hut herunter und brr! flogen die Spazgen heraus nach allen Ecken und Enden. Da mußte der Bürgermeister lachen und alle Leute lachten mit.

Michel hieß von der Stunde an der Spazennichel. Und wenn einer seinen Hut oder seine Kappe zum Gruße nicht abzieht, so sagt man noch heutzutage: „Der hat gewiß Spazgen unter dem Hute.“

Nach Wilhelm Curtman.

114. Das Gasthaus.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein mehr übrig ist, lebte einst ein reicher Mann. Er ver-

brauchte viel Geld, um sein Schloß recht schön auszuschnücken; den Armen gab er aber nicht gerne.

Da kam einmal ein armer alter Mann in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Reiche wies ihn barsch ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Wanderer aber sagte: „Erlaubt mir drei Fragen, so will ich wieder weitergehen.“ Er bekam die Erlaubnis und fragte: „Wer wohnte vor Ihnen in diesem Schlosse?“ „Mein Vater,“ sprach der Reiche. „Wer wohnte vor ihrem Vater da?“ „Mein Großvater.“ „Wer wird nach Ihnen hier wohnen?“ „Mein Sohn, so Gott will.“

„Nun“, sprach der Wanderer, „wenn jeder nur eine Zeitlang in diesem Schlosse wohnt und immer einem anderen Platz macht, was sind sie denn anderes hier als Gäste? Dieses Schloß ist also in der That ein Gasthaus. Warum verwenden Sie soviel Geld, um es auszuschnücken, da Sie auch nur kurze Zeit hier sind? Tun Sie lieber den Armen Gutes, so bauen Sie sich eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der reiche Mann nahm sich diese Worte zu Herzen, behielt den armen Wanderer über Nacht und war von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Nach Chr. Schmid.

115. Das Gewitter.

Die Bewohner der Stadt ruhten in Sicherheit. Da zogen schwere Wolken den Horizont herauf. Der Wind drehte knarrend die Wetterfahne auf dem Dache. Blitze sprühten. Der Donner rollte. Ein schweres Gewitter zog sich am Himmel zusammen. Dort zündete ein Blitzstrahl. Hell flackerte die Feuer säule gegen Himmel. Die Feuerwehr kam alsbald daher und die Männer mühten sich, den Brand zu löschen. Der Wind wehte immer heftiger. Wehe, wenn er die Flammen auf die Nachbardächer trägt! Da nahte die Hilfe, ein starker Regen stürzte nieder. Er drohte die blühenden Gefilde zu ertränken, aber bald

war der Brand gelöscht. Ruhe kehrte wieder ein. Die Sonne erhob sich glühend am Firmament und der frühe Strahl beleuchtete ein trauriges Bild der Verwüstung.

116. Die Feuerwehr.

Hurra! hurra! die Feuerwehr! Eben war es noch so langweilig und still auf der Straße; kein Wagen fuhr, wenig Menschen gingen und nun auf einmal rasselt und klingelt und pfeift es daher und alle Häuser werden lebendig. Aus den Fenstern strecken sich neugierige Gesichter und aus den Laden laufen die Leute schnell vor die Tür, um zu sehen, was da los ist. Ha! da kommt ein langer, niedriger Wagen angerasselt. Zwei Reihen blanke Helme seh' ich blitzen, die Glocke klingelt heftig — rrrr! ist der Wagen schon vorüber. Schwarz von Menschen ist die stille Straße. Woher kommen all die vielen Leute auf einmal? Woher kommen all die Jungen, die hinter dem Feuerwehrgewagen herlaufen?

»Wo ist das Feuer?«

»Ich weiß es nicht!«

Alle Leute sehen sich um, drehen die Köpfe, recken die Häuse, sprechen miteinander. Sogar die Leute, die einander gar nicht kennen, fragen sich, wo das Feuer ist.

Rrrr! wieder ein Wagen! Unter den blanken Helmen seh' ich mutige Gesichter. Auf der Schulter trägt jeder Feuerwehrmann ein blankes Beil. Rrrr! ein Wagen mit lauter Spritzenschläuchen, aber es geht so schnell, ich kann nichts recht erkennen. Die Leute laufen alle, als ob jemand hinter ihnen her wäre. Sieh! ist nicht dort unten der Himmel rot? Oh, vielleicht ist das Feuer ganz nahe! Wirklich, dort seh' ich auch dicken, schwarzen Rauch aufsteigen über den Häusern und rote Funken dazwischen! Jetzt bleibe ich nicht länger hier stehen, jetzt lauf' ich auch mit! Nein, Mutter, sei nicht bange! Es ist ja Tag und ich geh' nicht ins dichteste Gedränge, ich verspreche es dir.

Ilse F r a p a n.

117. Das Dorf.

1. Steht ein Kirchlein im Dorf,
geht der Weg dran vorbei,
und die Hühner, die machen
am Weg ein Geschrei.

2. *Und die Tauben, die flattern
da oben am Dach,
und die Enten, die schnattern
da unten am Bach.*
3. *Auf der Brück' steht ein Junge,
der singt, daß es schallt,
kommt ein Wagen gefahren,
der Fuhrmann, der knallt.*
4. *Und der Wagen voll Heu,
der kommt von der Wiese,
und oben darauf
sitzt der Hans und die Liese.*
5. *Die jodeln und jauchzen
und lachen alle beid',
und das klingt durch den Abend,
es ist eine Freud'!*
6. *Und dem König sein Thron,
der ist prächtig und weich,
doch im Heu zu sitzen,
dem kommt doch nichts gleich!*
7. *Und wär' ich der König:
gleich wär' ich dabei
und nähme zum Thron mir
einen Wagen voll Heu.*

Robert Reinick.

118. Die drei Gehilfen.

»Ich möchte nur wissen, wie du es machst, lieber Nachbar, daß dein Hauswesen so gut in Ordnung ist. Man sieht doch nichts besonderes an dem, was bei euch vorgeht. Ich arbeite doch auch und lasse es mir recht sauer werden, — es will aber nicht recht gehen.« Der Nachbar antwortete: »Ich wüßte nicht, wo der Grund sein sollte, wahrscheinlich sind es meine drei Gehilfen, denen ich alles zu verdanken habe.« »Drei Gehilfen? Wer sind denn die?« »Nun — der Haushahn, die Hauskatze und der Hund.« »Geh, du machst Spaß!« — »Nein, nein, es ist mir Ernst.

In aller Frühe, wenn der Tag beginnt, kommt der Haushahn und ruft: »»Aufgestanden!«« Darauf kommt die Hauskatze, sitzt hinter dem Ofen und putzt sich; die ruft: »»Aufgeputzt!«« Und endlich der Haushund, der paßt auf jeden auf, der hereinkommt oder hinausgeht, er kennt Freund und Feind und ruft: »»Aufgepaßt!««

»Aha, ich verstehe, lieber Nachbar, was du damit sagen willst. Du glaubst, daß drei Dinge nötig sind, um ein Hauswesen in Ordnung zu halten: Fleiß, Reinlichkeit und Achtsamkeit, nicht wahr?«

»Ja, wenn du meine drei Gehilfen so nennen willst, ist mir's auch recht. Du siehst selbst, daß solche Gehilfen gut sind, weil sie uns täglich mahnen, — man könnte es sonst vergessen.«

Brauchst du, liebes Kind, nicht auch solche Gehilfen?

Nach B. Auerbach.

119. Die Landstraße.

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt führen Wege, auf welchen Wagen fahren können. Solche Wege nennt man Straßen. Wenn sich dieselben weithin erstrecken und breit sind, heißen sie auch *Landstraßen*. Zu beiden Seiten der Landstraße ziehen sich Wege für Fußgänger, Baumreihen oder Alleen und Gräben hin. Im Sommer geben diese Bäume kühlenden Schatten und im Winter, wenn tiefer Schnee liegt, kann man sich nach ihnen richten, damit man nicht von der Straße abweiche und irregehe.

Die Landstraße muß in Ordnung gehalten werden; dies besorgt der Straßenwärter. Wenn sich bei nassem Wetter Lachen bilden, muß er Rinnen ziehen, damit das Wasser in den Straßengraben abfließe. Wenn Gruben oder Vertiefungen entstehen, muß er dieselben mit Schotter ausfüllen.

Auf den meisten Landstraßen trifft man jederzeit Leute an. Da gibt es solche, die zu Fuße sind. So ein rechter Fußgänger ist der Hausierer; er trägt seine Ware als Bürde auf dem Rücken oder hat sie auf einen Karren geladen, den er auf der staubigen Straße mühsam fortschiebt.

Auf der Landstraße verkehrt mancherlei Fuhrwerk. Da kommt ein Wagen langsam daher, er ist mit Ochsen bespannt;

ein Ochsengespann hat niemals große Eile. Ein leichter Wagen, von flinken Pferden gezogen, das ist etwas ganz anderes. Drinnen in der Kutsche sitzen vornehme Leute; sie machen gewiß eine Vergnügungsreise, denn sie zeigen fröhliche Gesichter. Lange kann man sie nicht betrachten, denn bald ist der Wagen unseren Blicken entschwunden.

Nun aber kommt ein großer, hochbepackter Wagen um die Biegung der Straße. Vier starke Pferde bringen ihn nur langsam vorwärts; das ist ein Frachtwagen. Man kann nicht sehen, womit er beladen ist; denn der Fuhrmann hat den Wagen mit einem großen Tuche überspannt, damit die Ladung bei Regenwetter nicht naß werde.

Hie und da sieht man auf der Landstraße einen Wagen daherrollen, vor dem weder Ochsen noch Pferde eingespannt sind. Das ist ein Automobil.

Nach R. Nierdergesäß.

120. Zwei wissen darum.

Ein Wanderer fand eine volle Geldbriefftasche. Im nächsten Dorfe gab er sie im Gemeindeamte ab, damit der Verlustträger gefunden werden könne.

„Du Narr!“ meinte sein Gefährte, „warum behielst du das Geld nicht für dich? Wer hätte denn gewußt, daß du es gefunden hast?“

„Sprich nicht so“, antwortete der Wanderer. „Zwei wußten darum: Gott, den ich fürchte, und mein Gewissen, das mich richtet“.

Nach H. Holz.

121. Dorfmusik.

1. Hoch auf dem Zaun der Gockelhahn
fängt die Musik mit Krähen an;
die Hühner stimmen lustig ein,
die Gans will auch nicht stille sein.
2. Die Ziege meckert in dem Stall,
es blöken laut die Schäflein all;
es bellt der Hund, und grunzend schrei'n
die Schweine alle, groß und klein.

3. Das Späglein selbst mit hellem Klang
stimmt an den lieblichsten Gesang;
im tiefsten Basse brummt dazu
im Stalle hier die alte Kuh.
4. Die Drescher in der Scheune dort,
sie schlagen flink in einem fort
den Taft dazu, daß laut es knallt
und weit durch's ganze Dorf hin schallt.
5. Das quiekt und schreit, das pfeift und summt,
das klopft und grunzt, das blökt und brummt!
Wer hört je in der Stadt solch' Stück?
Das ist die lust'ge Dorfmusik!

Christian Dieffenbach.

122. So Gott will!

Georg fragte seinen Nachbar Andreas, ob er am nächsten Tage in die Stadt auf den Jahrmarkt gehe. „Ich werde hingehen“, entgegnete Andreas, „so Gott will!“

„Ich gehe auch“, sagte Georg, „ob nun Gott will oder nicht“.

Am nächsten Morgen stand Andreas frühzeitig auf und machte sich für den Weg zurecht. Als er am Hause des Nachbarn vorbeikam, rief er: „Hallo! Georg! Komm, wir gehen auf den Jahrmarkt!“

„Lieber Freund, ich kann nicht mit“, antwortete der Nachbar, „heute Nacht ist mein Pferd umgestanden!“

Nach V. Brčević — Fr. Fint.

123. Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren;
die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
durften nicht ferner quaken noch springen,
versprachen sich aber, im halben Traum,
fänden sie nur da oben Raum,

wie Nachtigallen wollten sie singen.
 Der Tauwind kam, das Eis zerschmolz,
 nun ruderten sie und landeten stolz
 und saßen am Ufer weit und breit
 und quakten wie vor alter Zeit.

Wolfgang von Goethe.

124. Der Bauer.

Der Bauer hat viele und schwere Arbeiten zu verrichten.
 Wenn der Hahn den Morgen verkündet, verläßt er schon sein
 Lager. Die Pferde, Ochsen und Kühe wollen ihr Futter haben.
 Wenn er seine Tiere versorgt hat, dann erst kann der Bauer sein
 Morgenbrot essen. Nachher geht es auf das Feld hinaus. Da
 wird gepflügt, geeggt und der Samen ausgestreut.

Das Wachsen und Gedeihen der Saat steht in Gottes Hand.
 Gott segnet die fleißige Arbeit. Er schickt Sonnenschein und
 Regen und die Saat keimt und treibt, blüht und gedeiht.

Mit Freuden heimst der Bauer den reichen Segen ein. Auf
 den Wiesen wird Heu gemacht, auf den Äckern Getreide ge-
 mäht. Die Scheunen füllen sich. Dann bietet der Herbst seine
 Gaben. Die Kartoffeln und Rüben, das Obst und die Trauben
 mahnen: Komm und hole uns heim, es ist Zeit! Wenn nun das
 Feld leer ist, wird es von neuem bestellt.

Im Winter drischt der Landmann die vollen Ähren aus,
 reinigt das Getreide und schickt es in die Mühle. Dort wird es
 zu Mehl gemahlen, aus dem man das Brot bäckt. Hast du es
 schon bedacht, mein Kind, wie viele Mühe es kostet, bis dir die
 Mutter das nahrhafte Brot reichen kann?

125. Der Bauer.

Ich bin ein Bauer,
 ich pflüge das Feld
 und säe und ernte,
 was ich bestellt.

Dann hat das Kindlein
 stets Brod genug. —
 Drum ehre den Bauer
 und ehre den Pflug!

Hans Fraungruber.

126. Rätsel.

1.

*Hinten Fleisch und vorne Fleisch,
mitten Holz und Eisen.
Wer mir das erraten kann,
den heiß' ich einen Weisen.*

2.

*Mit vielen spitzen Krallen
fährt's auf dem Felde kreuz und quer,
und wenn des Sämanns Körner fallen,
gleich ist es hinterher.*

*Doch nicht ein Körnlein kann es fressen,
es scharrt sie alle ein;
hieraus nun könnt ihr leicht ermessen:
Ein Heer von Spatzen kann's nicht sein.*

127. Der Grenzstein.

1.

Es lebte einst ein Bauer, der war der reichste Mann in dem ganzen Dorfe. Dabei war er aber so geizig und habgierig, daß er Tag und Nacht darüber nachsann, wie er noch reicher werden könnte. Obwohl er also das beste Vieh besaß und trotzdem seine Felder am größten und am fruchtbarsten waren, so tat es ihm doch leid, daß andere auch etwas besaßen.

Diese bösen Gedanken ließen ihn nachts nicht schlafen. Da kam ihm einst ganz plötzlich der Gedanke, daß er ja den Grenzstein, der am Rande seines Feldes stand, ein wenig in das Feld seines Nachbarn rücken könnte. Auf diese Weise wäre dann sein Acker größer und merken würde dies ohnehin niemand.

2.

Richtig stand er um Mitternacht auf, ging auf den Acker und begann den schweren Grenzstein auszugraben. Da kam aber ein kleines weißes Hündchen und bellte immerzu:

„Wau, wau, wau!

Nicht dich trau'!

Auf Gott schau'!“

Allein der Bauer hörte in seinem Eifer gar nicht hin und grub und grub. Dabei sagte er:

„Wo leg' ich ihn hin
mir zum Gewinn?“

Endlich war der Stein draußen, schnell grub er ziemlich weit im Felde des Nachbars ein Loch und stellte den Grenzstein hinein. So war sein eigenes Feld um einen guten Streifen größer geworden. Dann ging er zufrieden mit sich selbst zur Ruhe.

3.

Nur war er nicht lange zufrieden. Der Nachbar hatte noch immer einen zu großen Acker. So schlich er also um Mitternacht wieder hinaus und begann denselben Stein nochmals auszugraben, um ihn noch weiter in das Feld des Nachbars hineinzurücken. Da stand aber jetzt ein grauer Hund da und bellte fortwährend:

„Wau, wau, wau!
Nicht dich trau'!
Ich dich hau'!“

Der Bauer kümmerte sich natürlich nicht darum, sondern grub rasch weiter, wobei er sagte:

„Wo leg' ich dich hin
mir zum Gewinn?“

Endlich war der Stein frei, der Geizhals grub ein Loch noch weiter drinnen im Felde seines Nachbars, stellte den Stein hinein und ging ganz zufrieden nach Hause.

4.

Wie es aber so geht, seine Zufriedenheit dauerte nur ganz kurze Zeit. Der Gedanke an das Feld des Nachbars ließ ihn nicht lange ruhig schlafen. Der Bauer beschloß daher, den Stein noch einmal auszugraben und ihn ein Stückchen weiter zu rücken. Er ging also in der Nacht wieder hinaus,

da stand aber ein riesiger schwarzer Fleischerhund da und bellte wütend:

„Wau, wau, wau!

Nicht dich trau'!

Ich dich sonst zerhau'!“

Glaubt ihr, daß sich der Bauer daran kehrte? Ach nein, er dachte nur an seinen Stein und machte sich sofort an die Arbeit. Diesmal aber stellte er ihn so weit in das Feld des Nachbarn hinein, daß nun fast der ganze Acker sein war. Sichernd und händereibend wollte er nach Hause. Da sprang der Hund auf ihn los und zerriß ihn in tausend Stücke.

5.

Der Bauer war nun tot. Noch lange nachher aber sahen die Leute des Nachts auf jenem Orte einen Schatten wandeln, der seufzend einen Grenzstein hin und her schleppte und dabei jammerte: „Wo leg' ich ihn hin? Wo leg' ich ihn hin?“

Einnmal sah ihn ein beherzter Handwerksbursche und dieser rief, als er den Geist so fragen hörte, ganz laut: „Leg' ihn halt dorthin, wo du ihn hergenommen hast!“

Da schleppte das Gespenst den Stein dorthin, wo er ursprünglich gelegen war, rief: „Dank! Dank!“ und verschwand für immer. Der Rat des Burschen hatte den Fluch behoben und die Seele des Bauern war nun in Ruhe.

Grimm.

128. Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Kriegsleute und der eine von ihnen war reich, der andere arm. Da wollte sich der Arme aus seiner Not helfen, zog den Kriegsrock aus und wurde ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säte Rübensamen. Der Samen ging auf und es wuchs eine Rübe, groß und stark, wurde zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß niemals solch eine Rübe gesehen worden war. Zuletzt war sie so groß, daß man sie auf einen

Wagen legen mußte, um sie vom Platze zu bringen. Der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen sollte und ob's sein Glück oder Unglück wäre. Endlich dachte er: Verkauftst du sie, was wirst du Großes dafür bekommen? Und willst du sie selber essen, so tun die kleinen Rüben denselben Dienst. Am besten ist's du bringst sie dem Könige und machst ihm ein Geschenk damit. Also lud er sie auf den Wagen, spannte seine Ochsen vor brachte sie an den Hof und schenkte sie dem Könige. »Ei,« sagte der König, »was für ein seltsam Ding ist das? Mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungetüm noch nicht. Aus was für Samen mag die gewachsen sein? Oder dir gerät's allein und du bist ein Glückskind.« — »Ach nein,« sagte der Bauer, »ein Glückskind bin ich nicht; ich bin nur ein armer Kriegermann, der sich nicht mehr nähren konnte; darum hängte ich den Kriegsrock auf den Nagel und baute das Land. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich und Euch, Herr König, wohl bekannt; ich aber habe nichts und bin von aller Welt vergessen.«

Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: »Deiner Armut sollst du überhoben sein und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleichkommst.« Da schenkte er ihm viele Äcker, Wiesen und Herden und machte ihn steinreich, so daß des anderen Bruders Reichtum gar nicht damit verglichen werden konnte.

Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollte es aber noch viel gescheiter anfangen, nahm sechs außerordentlich schöne Pferde und brachte sie dem Könige. Er meinte nichts anderes, als er würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen; denn hatte sein Bruder so viel für eine Rübe bekommen, was würde ihm für so schöne Pferde nicht alles geschenkt werden?

Der König lobte die Pferde über die Maßen und schien außerordentlich vergnügt über das Geschenk. »Aber,« sprach er, »was für einen Dank soll ich Euch für ein so treffliches Geschenk erweisen? Ich habe nichts in meiner Gewalt, was an Seltenheit und wunderbarer Art diesen edlen Geschöpfen gleich käme. Doch halt!« rief er plötzlich und winkte einem seiner

Diener. »Laß die große Rübe bringen, denn ich wüßte nichts, was seltener und außerordentlicher wäre; die will ich Euch schenken.« Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf seinen Wagen legen und nach Hause fahren lassen.

Nach Jakob und Wilhelm Grimm.

129. Der Rübenzucker.

Vor uns liegt ein Stückchen Rübenzucker. Woher ist es? Wie ist es entstanden? Der Rübenzucker ist nicht weit her; er ist vom Dorfe, wo Zuckerrüben gebaut werden.

Der Bauer pflügt dort das Land und steckt Rübensamen in Löcher, die etwa einen halben Schritt voneinander entfernt sind. Die Samenkörner treiben nach oben einen Büschel großer, grüner Blätter, nach unten eine dicke, saftige Wurzel. Dann kommen die Arbeiter, jäten das Unkraut zwischen den Rüben aus und häufen mit der Hacke die Erde um die jungen Pflanzen. Die Wurzeln der Zuckerrüben werden stark und dick, eine so schön wie die andere.

Im Herbste kommt der Herr mit den Arbeitern aufs Feld. Er läßt die Rüben herausnehmen und die Erde von ihnen abwaschen. Die Blätter erhält das Vieh; die dicken Wurzeln aber werden in die Zuckerfabrik gebracht und hier fein zerschnitten. Nachdem man den süßen Saft aus ihnen gewonnen hat, erhalten die Schweine und die Ochsen die Schnitzel als Futter.

Der Rübensaft ist anfänglich noch trüb; deshalb wird er klar gemacht. Dann kocht man ihn in großen Kesseln so lange, bis er dickflüssig wird. Beim Erkalten scheidet sich der feste Zucker ab und ein flüssiger, süßer Saft, Sirup genannt, bleibt zurück. Der Zucker ist aber zuerst noch braun und grob. Man löst ihn wieder im Wasser auf und entfärbt ihn. Zuletzt bringt man ihn in die Form. Hier erstarrt der dicke Saft zu feinem, weißem Rübenzucker.

Nach H. Wagner.

130. Kind und Ochse.

Knabe: »Ei, Ochse, worüber denkst du nach, daß du da liegst fast den ganzen Tag und machst ein gar so gelehrt' Gesicht?«

Ochse: »Hab' Dank für die Ehre! So schlimm ist's nicht. Die Gelehrsamkeit, die muß ich dir schenken; ich halte vom Kauen mehr als vom Denken.«

Und als er noch gekaut eine Weile, er hatte nicht eben die größte Eile, da spannten sie vor den Wagen ihn; ein schweres Fuder sollt' er ziehn. Das tat er ganz wohlgenut; das Denken konnt' er nicht so gut.

W. Hey.

131. Einkehr.

1. Bei einem Wirte wundermild
da war ich jüngst zu Gäste;
ein gold'ner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.
2. Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingefehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum'
hat er mich wohl genähret.
3. Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.
4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
auf weichen, grünen Matten;
der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.
5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er den Wipfel.
Gefegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

Ludw. Uhland.

132. Das Marienkäferchen.

1. Es flog zu mir ein Käferlein,
das hatte rote Deckchen
und rings am Rand und mitten drein
noch sieben schwarze Fleckchen.
2. Es stieg auf meiner steilen Hand
bis zu den höchsten Spitzen,
erklomm des Nagels Felsenwand,
blieb ruhend oben sitzen.
3. Mir kam in Sinn ein Kinderwort,
ich dacht daran beizeiten,
sang: »Herrgottstierchen fliege fort!«
Da flog es in die Weiten.

N. Metzroth.

133. Die Wiese.

Gar gerne gehen die Kinder auf die Wiese. Wie angenehm schreitet sich's im weichen Grase! Welch prächtige Sträuße lassen sich aus den Wiesenblumen winden! Und wie viele Tiere sieht man auf der Wiese! Bienen, Hummeln und Schmetterlinge schwirren und flattern hin und her. Heuschrecken hüpfen in Scharen bei jedem Tritte auf. Verschiedene Käfer kriechen an den Grashalmen empor. Dort unter dem Erdhaufen wohnt der einsame Maulwurf.

Anders sieht der Bauer die Wiese an. Ihm muß sie im ganzen Jahre Futter für das Vieh geben. Allerdings ist die erste Mahd im Monate Juni die beste. Doch später kann der Bauer die Wiese noch ein zweites Mal und an manchen Orten sogar ein drittes Mal abmähen. Die erst Mahd gibt das Heu, die zweite und dritte aber das Grummet.

Auf hohen Bergen wächst so niedriges Gras, daß es nicht mehr geschnitten werden kann. Solche Bergwiesen nennt man Almen. Auf diese wird das Vieh im Sommer getrieben, wo es sich dann das Futter selbst suchen muß.

134. Rätsel.

Sag einmal, wie heißt das Pferd,
 keinen Heller ist es wert;
 auf dem Feld in großen Haufen
 hüpf't und springt's, doch kann's nicht laufen.

Friedrich Wilhelm Gull.

135. Das Häschen.

*Schaut, was sitzt denn dort im Gras?
 Ei der Daus, der Has, der Has!*

*Guckt mit seinem langen Ohr
 aus dem grünen Nest hervor.*

*Hüpft mit seinem schnellen Bein
 über Stock und über Stein.*

*Kommt, ihr Kinderlein, und schaut,
 wie das Nest er hat gebaut!*

*Ei! wie schön von Gras und Heu,
 und wie lind von Moos und Spreu!*

*Laßt nur schauen, was im Nest
 liegt so kugelrund und fest:*

*Eier, blau und grün und scheckig,
 Eier, rot und gelb und fleckig.*

*Häslein in dem grünen Wald,
 bin dir gut und dank' dir halt;*

*Häslein mit dem langen Ohr,
 dank' dir tausendmal davor.*

*Häslein mit dem schnellen Bein,
 sollst recht schön bedanket sein.*

*Nächste Ostern bringt die Mutter
 wieder dir ein gutes Futter,
 daß du möchtest unsertwegen
 wieder so viel Eier legen.*

Friedrich Gull.

136. Die Heuernte.

Wenn das Gras auf den Wiesen schon gehörig groß geworden ist, so beginnt die Heuernte. Früh in der Dämmerung gehen die Arbeiter auf die Wiese. Im taufeuchten Grase geht das Mähen am besten. Die blinkenden Sensen schwingend legen die rüstigen Mäher Reihe an Reihe das Gras hin, aus dem die Heuschrecken, Grillen und Käfer flüchten. Später kommen dann die Mädchen und Frauen, bringen die Morgensuppe, das Brot und den Trank. Das liegende Gras wird nun ausgebreitet, nach einigen Stunden Sonnenschein umgewendet, des Abends aber — denn selten trocknet es an einem Tage — wird es in Haufen gebracht, damit ihm der Tau die schöne Farbe nicht nehmen kann. Am nächsten Tage wird dann das Heu wieder auseinander geworfen und, wenn es trocken und dürr geworden, gesammelt, auf den Wagen geladen und nach Hause geführt. Dort kommt es auf den Heuboden und wartet nun, bis es im kalten Winter den braven Kühen zum willkommenen Futter dient.

137. Der Heuwagen.

Na, was kommt denn da für ein großes Ungetüm hergewackelt? Ist es ein Wagen? Ja, ein Wagen muß es wohl sein, denn ich sehe zwei braune, starke Pferde davor, und Räder sehe ich auch, aber was dann kommt, ist keine Droschke, keine Kutsche, keine Straßenbahn, kein Kohlenwagen — es sieht ganz fremd und merkwürdig aus! So hoch bepackt, so wie ein graugrüner Berg kommt es daher, oben darauf liegt eine große lange Stange. Der Kutscher hat einen blauen Kittel an und einen großen Strohhut und er führt die Pferde langsam und bedächtig. Seine lange Peitsche, die er aufrecht in der Hand hält, schwingt sich leise hin und her. Jetzt ist der Wagen nah, jetzt kann ich sehen, was darauf geladen ist. Ach — Heu ist es! Lauter lange, lange, trockene Grashalme sind es, noch ein bißchen grün, und dazwischen rote, runde, verwelkte Blumen. Wie Haare hängen die Grashalme zu beiden Seiten vom Wagen herunter, einige fallen sogar herab auf das Straßenpflaster. An dem Baume vor dem Eck-

hause sind eine Menge Halme zwischen den Ästen hängen geblieben. Oh! ein Sperling ist gekommen und hat sich einen Halm weggeholt! Ob er ihn wohl in sein Nest trägt? Wo mag sein Nest wohl sein? So, jetzt ist eine rote Blume vom Wagen gefallen, die nehm' ich mit nach Hause. Sie ist blaurot, ihr Kopf ist so dick, er baumelt hin und her auf dem welken Stengel. Wo ist sie gewachsen? Wo hat sie geblüht? Ob es der Spatz wohl weiß, der den Halm geholt hat? Der Spatz hat ja Flügel, kann fliegen, kann sich überall umsehen. Der Wagen ist fort, ist vorübergefahren. Aber die ganze Luft duftet! Das ist von dem Heu. So riecht es auf der Wiese, wenn die Sonne auf das gemähte Gras scheint.

Die Frapan.

138. Der Wert der Arbeit.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde zieh'n und wiehert stolz herab auf ihn.

»Wann«, sprach es und begann sich schön zu heben,

»wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben?

Und wann bewundert dich die Welt?«

»Schweig!« rief der Gaul »und laß mich ruhig pflügen!

Denn baut' ich nicht mit Fleiß das Feld,

wie würdest du den Hafer kriegen,

der dich so frisch und stolz erhält?«

Chr. F. Gellert.

139. Die Ähren.

Als der liebe Gott noch auf der Erde wandelte, waren die Felder viel fruchtbarer als heutzutage. Die Getreideähren waren so lang wie der ganze Halm, von der Spitze bis zum Boden wuchsen nur Körner. Die Leute jedoch achteten der Gottesgabe wenig, sie waren übermütig geworden.

Eines Tages ging eine Frau mit ihrem Söhnchen an einem Kornfelde vorbei. Das Kind fiel in den Straßenkot und beschmutzte seine Kleidung. Die Mutter rieß eine Faustvoll der schönsten Kornhalme aus und reinigte damit das Kleid ihres Söhnleins. Der liebe Gott ging eben vorbei und sah, was sich zugetragen hatte. Unwillig sprach er: »Von jetzt an soll an dem Kornhalme keine Ähre mehr wachsen. Die Menschen sind der Gottesgabe nicht wert.«

Als die Leute dies hörten, fielen sie auf die Knie und baten den lieben Gott, er möge wenigstens ein kleines Stück Ähre auf dem Halme lassen, wenn schon nicht ihretwegen, so wenigstens für die unschuldigen Hühner, die sonst verhungern müßten.

Der liebe Gott erbarmte sich ihrer und erfüllte die Bitte. Seit dieser Zeit wachsen die Körner auf den Halmen nur noch ganz oben.

Nach einer Volkslegende.

140. Im Kornfelde.

Zwischen den reifenden Kornhalmen saß der Hamster auf seinen Hinterbeinen und hielt fleißig Ernte. Mit seinen handförmigen Vorderfüßen bog er die Halme um, biß mit den Nagezähnen die Ähren ab, zog sie einigemale durch das Maul und schob gleichzeitig die herausspringenden Körner mit der Zunge in seine Bäckentaschen, die ihm vom Maule bis zu den Schultern reichten. In der Nähe saß die Wachtel auf ihrem Neste. Sie hörte das Geräusch und wollte erschreckt davonfliegen; doch als sie sah, daß es der Hamster war, blieb sie sitzen und rief: »Ei, guten Tag, Herr Nachbar! Wie geht es Euch?« »Guten Tag auch, Frau Nachbarin!« grüßte der Hamster. »Ich denke, wir haben uns jetzt gar nicht zu beklagen, die Ernte ist reich, unser Tisch ist festlich gedeckt. Lange jedoch wird die Herrlichkeit wohl nicht mehr dauern. Bald kommen die Schnitter und holen das Getreide weg. Dann seid Ihr aber schlecht daran. Ihr habt Eure Wohnung auf der Erde und der Halmenwald verbirgt Euch nicht mehr vor Euren Feinden.« »O, es wird wohl nicht so arg sein,« erwiderte die Wachtel, »ich trage ein erdfarbenes Kleid, und da bemerkt mich nicht so leicht ein Feind. Auch kann ich, wenn Gefahr naht, rasch davon fliegen. Euch wird es wohl schlechter ergehen in Eurem bunten Kleide, zumal Ihr nicht, wie Euer Vetter Lampe, mit flinken Beinen davonspringen könnt.« »Das ist wohl wahr,« meinte der Hamster, »doch fürchte ich mich nicht gar zu sehr. Meine Wohnung liegt ja tief in der Erde, wohin ich mich in Gefahr flüchten kann und wo man mich dann nicht leicht erwischt. Sie ist hier ganz in der Nähe. Aber sagt mir, Frau Nachbarin, wovon lebt Ihr denn im Winter, wenn der Schnee das Feld bedeckt? Denn ich sehe bei Euch

keine Speisekammer und unter dem Schnee könnt Ihr keine Körner aufpicken.« »Habt keine Sorge, Freund Hamster!« antwortete die Wachtel. «Wenn es hier nichts mehr zu essen gibt, so fliege ich eben davon in wärmere Gegenden, wo man keinen Schnee kennt. Dort finde ich genügend Speise für mich und meine Kinder, die ich natürlich mitnehme. Ihr jedoch werdet wohl Hunger leiden; denn weit kommt Ihr mit Euren kurzen Beinen nicht und unter dem Schnee werdet auch Ihr nichts finden.« »O, mein Tisch ist auch im Winter gedeckt,« entgegnete der Hamster. «Neben meiner Wohnung habe ich einige Speisekammern angelegt; dahinein schaffe ich jetzt alltäglich in meinen zwei Taschen hier eine Menge Körner für den Winter. Wenn dieser aber lange kein Ende nehmen will, so lasse ich es mir einige Tage ganz besonders gut ergehen, so daß ich feist werde, lege mich auf die Seite und schlafe ein und schlafe, bis ich erst wieder erwache, wenn oben auf der Erde schon die warme Frühlingssonne scheint. Dann verspeise ich die Reste, die im Winter geblieben, steige aus meiner Wohnung und nehme damit fürlieb, was ich eben finde. Nun muß ich aber eilen; meine Taschen sind voll und die Speisekammern noch nicht gefüllt. Lebt wohl, Frau Nachbarin, und glückliche Reise, wenn wir uns nicht mehr treffen sollten!« »Lebt wohl, Freund Hamster, und laßt es Euch gut ergehen!« grüßte die Wachtel und flog davon.

M. K o ž u h.

141. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei.

»Vater, wie kommt es doch,« sagte der Knabe, »daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm sein; die anderen, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter.«

Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: »Sieh, diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; jene aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer.«

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
so ist er wohl ein eitler Tropf.

Chr. S c h m i d.

142. Rätsel.

Vom Felde kommt's in die Scheune,
vom Flegel zwischen zwei Steine,
aus dem Wasser in die große Glut;
dem Hungrigen schmeckt es gut.

143. Der Hase im Kohl.

1. An dem Dach viel blanke Tapsen,
in dem Schnee viel kleine Tapsen;
alle laufen nach dem Kohl.
Häschen, das gefällt dir wohl?
2. Nächtlich, bei des Mondes Schimmer,
sitzt es dort zu schmausen immer;
Knusperknäuschen, gar nicht faul,
ei, du kleines Leckermaul!
3. Häschen ist es schlecht bekommen,
Vater hat's Gewehr genommen;
eines Abends ging es: „Bumm!“
Baß, da fiel das Häschen um!
4. Kannst auch wohl das Ende raten? —
Heute gibt es Hasenbraten,
Apfelmus mit Zimmt dazu.
Ach, du armes Häschen du! —

H. Seidel.

144. Der Distelfink.

Als der liebe Gott die Vögelin machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen und Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen, aber auch zum Singen. Als sie alle fertig waren und um ihn herumstanden, da nahm er einen großen Farbkasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel, der Kanarienvogel wurde so gelb wie eine Zitrone, die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben, und alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickte. Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte, das war der Distelfink. Als er endlich auch herbeikam, da

hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht und es war nichts mehr übrig als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein so buntes Federkleid haben sollte wie die anderen. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig! es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben, das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen.“ Und er tat es und malte den Distelfink ein bißchen rot und ein bißchen blau und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün, aus allen Schälchen ein wenig Farbe, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte.

Wilhelm Curtman.

145. Handwerksleute.

1. Das Schwälbchen ist ein Maurer, das mauert fein und fest hoch an des Hauses Giebel sein kleines, braunes Nest.
2. Der Specht, der ist ein Zimm'rer, der zimmert, daß es schallt, zum Häuslein sich geschäftig den hohlen Baum im Wald.
3. Der Gimpel flicht ein Körbchen, fast einer Wiege gleich; drin ruhen seine Kinder wie Prinzen sanft und weich.
4. Der Buchfink ist ein Weber und seine Kunst ist groß; er webt am Apfelbaume sein Nestchen fein aus Moos.
5. Der Stieglitz ist ein Walker, zusammen filzt er fest aus Würzelchen und Wolle für seine Brut das Nest.
6. Der Kuckuck lacht: »Mein Weibchen, wir seh'n behaglich zu; dann legst du deine Eier ins fremde Nest, Kucku!«

Julius Sturm.

146. Die Ernte.

Seht, da ist Lust und Leben auf dem Felde! Der Bauer hat zwar schwere Arbeit; aber er streicht sich den Schweiß aus dem Gesichte, ist fröhlich und singt ein munteres Lied. Wie die blanken Sicheln rauschen und die langen schweren Halme zu Boden sinken! Die Schnitterinnen wetzen mit dem Wetzsteine die Sicheln, denn sie müssen scharf sein, wenn sie viele Halme auf einen Hieb zerschneiden sollen.

Das Weizenfeld ist bald abgeschnitten. Es steht nur noch eine kleine Ecke, darin hat sich ein Häschen verborgen. Wann wird es herausspringen? Jetzt — o seht! O seht! Wie schnell es laufen kann.

Die abgeschnittenen Halme, die von den Schnitterinnen auf Strohbänder gelegt und in Garben gebunden werden, stellt man in Puppen, damit Halme und Körner trocknen. Oft werden sie auch an eigens dazu aufgestellten Garbenstangen aufgeschichtet und warten nun auf die Drescher. Da geht es in den Scheunen klipp, klapp, klipp! Klipp, klapp, klipp! Die Drescher dreschen mit den Dreschflegeln die Körner aus den Ähren und dann wandern ganze Säcke voll Korn und Weizen auf den Getreideboden und später nach der Mühle.

147. Die Kartoffelernte.

1.

Um den großen Eichentisch der Wohnstube saßen der Bauer Jakob, seine Familie und das Gesinde beim Abendessen. Als das Dankgebet gesprochen war, setzte Jakob seine Pfeife in Brand und sagte: »Kinder, morgen beginnen wir mit der Kartoffelernte! Ich habe absichtlich gewartet, bis ihr einen schulfreien Tag habt, denn ihr müßt beim Auflesen der Erdäpfel behilflich sein!«

Anton und Franz, die beiden Söhne des Bauers, hüpfen vor Freude in der Stube umher, die kleine Marie aber, Jakobs jüngstes Kind, rief freudig: »Nicht wahr, Vater, da machen wir wieder ein großes Feuer auf dem Felde und braten Erdäpfel wie im vorigen Jahre?« »Das dürft ihr tun,« erwiderte Jakob, »doch nun zu Bette, damit ihr morgen beizeiten auf den Beinen seid!«

2.

Des anderen Morgens ging es zeitig ins Feld. Martin, des Bauers Knecht, hatte Pflug, Körbe und Säcke auf den Bretterwagen geladen, die Kinder durften sich aufsetzen und lustig singend fuhr die kleine Gesellschaft in den prächtigen Herbstmorgen hinein. Auf den gelb und rot gefärbten Blättern der Bäume und auf den Stoppeln glänzten und glitzerten unzählige Tautröpfchen in allen Farben des Regenbogens; der leise Morgenwind wehte weiße Fäden durch die Luft, die an den Kleidern und Hüten wie Spitzengewebe hängen blieben.

3.

Nach kurzer Zeit war der Wagen auf dem Kartoffelfelde angelangt. Die Magd, die vorausgegangen war, schnitt das dürr

und braun gewordene Kartoffelkraut ab und hatte schon mächtige Haufen desselben auf dem Raine aufgestapelt. Nun spannte der Vater den Braunen vor den Pflug und begann die langen Zeilen aufzuwühlen; bald bedeckten zahlreiche Erdäpfel die aufgeackerte Erde und Martin und die Kinder konnten nicht schnell genug klaben, um dem Vater folgen zu können.

Die gefüllten Körbe wurden in Säcke entleert, die reihenweise auf dem Acker aufgestellt wurden.

4.

Gegen neun Uhr erschien auch die Mutter auf dem Felde und brachte den fleißigen Arbeitern das längst ersehnte Frühstück.

»«Noch nie hat mir der Kaffee so gut geschmeckt wie heute«, sprach Anton und hielt bittend sein geleertes Töpfchen der Mutter hin. Während diese es noch einmal füllte, sagte sie lächelnd: »Ja, Arbeit macht Hunger und Hunger ist der beste Koch.«

»Wir haben im Frühlinge doch nur halbe Kartoffeln in die Erde gelegt und jetzt ackerst du lauter ganze heraus, wie kommt das?« fragte Marie den Vater.

Anton und Franz lachten über die Frage ihrer kleinen Schwester, der Vater aber verwies den Knaben den Spott und sagte: »Es ist unrecht von euch, eure Schwester zu verlachen, anstatt sie zu belehren.« Dann nahm er eine Kartoffel in die Hand und erklärte: »Auf der Oberfläche des Erdapfels siehst du kleine Vertiefungen, die Augen genannt werden. Im Frühlinge kommt aus jedem Augen ein Trieb hervor, der sich zu einer Kartoffelpflanze entwickeln kann. Da jeder Erdapfel viele solcher Augen besitzt, so zerschneiden wir die Setzkartoffeln, um Saatgut zu sparen. Wenn die Setzkartoffeln nun in der feuchten Erde liegen, so treiben die Augen Stengel und Wurzeln.« »Kann man denn die Erdäpfel nicht aus Samen ziehen wie andere Pflanzen?« fragte Franz. »O, ja,« — antwortete der Vater, — »an diesem Stengel siehst du einige grüne Beeren, die Samenkörner enthalten; in unseren Gegenden setzen die Kartoffelpflanzen nur wenig Samen an und die aus Samen gezogenen Pflanzen erzeugen nur Knollen von der Größe einer Haselnuß. — Doch nun wieder an die Arbeit!«

5.

Diese wurde fleißig gefördert und gegen Abend standen stattliche Reihen gefüllter Säcke auf dem Acker. Es war inzwischen empfindlich kalt geworden und Martin zündete auf dem Felde ein Feuer an, das die Kinder durch aufgelegtes Kartoffelkraut in Brand hielten. Der dicke Qualm zog wie eine Wolke über den Acker hin; die Kinder aber kauerten auf der vom Winde abgewendeten Seite und wärmten ihre erstarrten Hände an der Glut.

Als genügend heiße Asche vorhanden war, schüttete Martin Kartoffeln hinein und nach etwa einer halben Stunde konnten die Kinder die gebratenen Erdäpfel schmausen.

Unterdessen war es dunkel geworden. Martin lud das Ackergerät und die letzten Kartoffelsäcke auf den Wagen, die Kinder nahmen die Körbe und der Heimweg wurde angetreten.

Wie freuten sich die Kinder, als sie die warme Stube betraten und sich zu Tische setzen konnten, auf dem die Mutter schon die dampfende Suppe aus frisch geernteten Kartoffeln angerichtet hatte.

Lesebuch von Bielig-Czerny.

148. Die hohle Nuß.

»Wer zuerst kommt, dem gehört die Nuß!« rufen die Kinder. Sie laufen zur Nußhecke, pflücken die reifen Nüsse von den Haselsträuchern, lesen die abgefallenen Nüsse vom Boden auf, knacken und klopfen sie auf und schmausen die süßen Kerne.

Manche Nuß aber ist hohl; statt des Kernes ist schwarzer Staub darin. Ein Wurm hat sie ausgefressen; er war noch früher gekommen als die Kinder.

Schon am schönen Pfingstfeste, als der Kuckuck im Walde rief und die Haselnüsse noch ganz klein, grün und weich waren, spazierte das kleine, braune Haselnußkäferchen auf den Haselstrauch. Es hatte während des Winters im Waldboden unter dem Strauche geschlafen und die abgefallenen Haselblätter hatten es zugedeckt. Als die Maiglöckchen blühten, erwachte es und kletterte langsam am Nußstämmchen hinauf, immer eins von seinen sechs Beinchen um das andere vorsetzend. Es war ja zuerst in der Nußhecke, darum hatte es große Eile nicht nötig.

Als das Käferchen droben bei den jungen Nüssen ankommt, sucht sich's die allerschönste davon aus und setzt sich darauf. Das Köpfchen des Käferchens ist so klein wie der Kopf der kleinsten Stecknadel. Das ganze Tierchen ist nicht länger, als das Weiße am Nagel. Vorn am Kopfe hat es einen langen Rüssel, der ist so lang wie das ganze Käferchen und so dünn wie ein Haar, darum nennen es die Leute einen Rüsselkäfer. An der Seite des Rüssels sind zwei feine Fühlhörnchen, die kann das Tierchen ausstrecken und wieder zusammenlegen. Vorn am Ende des Rüsselchens ist der Mund, der ist so klein, daß man ihn nur sehen kann, wenn man ihn durch ein Vergrößerungsglas beschaut, und doch sind noch Zähnchen darin. Mit diesen nagt der Käfer ein feines Loch in die weiche Haselnuß bis innen hinein zum jungen Kern. Dann legt er ein winziges Ei darauf und schiebt es mit dem Rüssel hinein in die Nuß. Das Ei ist das Kindlein des Käfers; die Nuß ist sein Kinderstübchen und seine Speisekammer. Aus dem Ei wird ein Käferwürmchen, das schmaust von dem Nußkerne, bis es groß und dick wird.

Jetzt fällt die Nuß ab. Das Tierchen nagt ein Loch durch die harte Schale, schlüpft heraus und kriecht ins weiche Moos oder in die lockere Walderde. Dort verschläft's den ganzen Winter, bis es im Frühjahr wieder zu einem Haselnußkäferchen wird.

Das Kind findet im Herbste nur die leere Schale, denn es war eben zu spät gekommen. Ja, so geht's in der Welt!

Hermann Wagner. (Gekürzt.)

149. Das Bächlein.

1. Bächlein, wie hurtig eilst du zu Tal!
Kannst du nicht rasten und ruhn einmal?
2. Ich kann nicht rasten, ich kann nicht bleiben,
hinunter muß ich, das Mühlrad treiben.
3. Viel Tierlein muß ich zum Trinken laden
und andre kommen, in mir zu baden.
4. Die Wiesen tränk' ich, die grünen Auen
und Blumen, die sich in mir beschauen.

5. Dann zu dem Flusse lenk' ich den Lauf,
der nimmt so viele der Bächlein auf.
6. Er geht durchs Land hin mit stolzem Schritt,
uns alle nimmt er zum Meere mit.
7. Vom Bergwald komm' ich, vom Felsen her;
wie weit, wie weit ist mein Weg zum Meer!

J. Trojan.

150. Die Weintraube des hl. Urban.

Der hl. Urban liebte die Weintrauben ungemein. In seinem Garten hatte er selbst eine Rebe gepflanzt und pflegte sie mit großer Sorgfalt. Mit Ungeduld erwartete er die erste Frucht. Jedesmal, wenn er seine Rebe betrachtete, erbat er für sie und für den ganzen Weingarten Gottes Segen. Im dritten Jahre blühte die Rebe des hl. Urban und setzte ein Träubchen an, das nur fünf Beeren trug. Obwohl das Träubchen klein war, freute sich der hl. Urban seiner. Tagtäglich ging er zur Rebe hin.

Als er eines Tages wieder die Traube besah, trat ein alter Bettler zu ihm und bat um ein Almosen. Der hl. Urban suchte in seinen Taschen, fand aber nichts. Deshalb bat der Bettler: „Gib mir wenigstens diese Traube!“ „Nimm sie, wenn du sie haben möchtest,“ sagte der Heilige. Der Bettler brach die Traube ab, bat für den hl. Urban und seine Rebe um Gottes Segen und ging fort.

Der hl. Urban setzte sich auf eine Bank im Garten und schlummerte ein. Als er erwachte, war seine Rebe so voll der edelsten Trauben, daß sie unter der Schwere mitsamt dem Stocke zu Boden gefallen war. Der Heilige erkannte sofort, daß Gott dieses Wunder gewirkt hatte, weil er zeigen wollte, wie angenehm es ihm war, daß der hl. Urban seine erste Traube einem bedürftigen alten Manne gegeben hatte.

Seit dieser Zeit liebte der hl. Urban die Trauben noch mehr. Nach seinem Tode wählten die Weingartenbesitzer ihn

zu ihrem Schutzpatrone und vertrauten die Weingärten seinem Schutze und seiner Fürbitte an. Die Slowenen, die viel Weinbau betreiben, verehren den hl. Urban noch jetzt als Schützer ihrer Weingärten. In den Weingärten errichten sie ihm zu Ehren gern Kapellen und erbauen Kirchen auf den Gipfeln der Rebenhügel.

Nach einer slow. Volkslegende. — Fr. Fink.

151. Der Fuchs und die Weintraube.

Ein Fuchs sah oben an einem Weinstocke eine goldene Traube. Sie lachte ihm verlockend entgegen. Mit mächtigen Sprüngen wollte er sie erhaschen. Er konnte sie aber nicht erreichen; denn sie hing zu hoch. Endlich sagte er: »Die Traube ist mir zu sauer, ich mag sie gar nicht«.

Nach Äsop.

152. Die Weinlese.

„Kinder,“ sagte der Vater beim Mittagessen, „morgen gehen wir zur Weinlese. Unser Nachbar hat uns in seinen Weingarten geladen. Morgen ist gerade ein schulfreier Tag und so können wir gegen 9 Uhr vom Hause weggehen und sind um 10 Uhr schon im Weingarten.“

Die Kinder freuten sich der willkommenen Nachricht. Am nächsten Tage konnten sie kaum die festgesetzte Stunde erwarten. Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, würden sie schon um 6 Uhr fortgegangen sein. Endlich, endlich schlug die Uhr im Speisezimmer neun und die kleine Gesellschaft brach auf. Auf den Weg und auf die schöne Umgebung achteten die Kinder diesmal nicht viel, sie waren mit ihren Gedanken schon im Weingarten. Der Nachbar erwartete sie vor dem schmucken Weingartenhause und führte sie dann nach kurzer Rast in den Weingarten.

Die Winzer und Winzerinnen gingen dort singend und scherzend von Rebe zu Rebe, von Traube zu Traube. Mit ihren Weingartenmessern schnitten sie die Trauben ab, warfen

sie in hölzerne Butten und starke Burschen trugen diese dann zur Weintraubenpresse, die hinter dem Hause in einem Schuppen aufgestellt war.

„Nun, Kinder“, sagte der freundliche Nachbar, „sucht euch die schönsten Trauben aus und eßt so viel ihr wollt.“ Die Kinder ließen sich dies nicht zweimal sagen, bald schmauften sie mit großem Behagen die süßen Beeren. Als sie satt waren, halfen sie noch eine geraume Zeit hindurch Trauben lesen. Dann gingen sie zur Presse. Inmitten derselben sahen sie einen viereckigen Behälter, der mit Trauben vollgefüllt war. Auf diese drückte ein schwerer Holzstamm, dessen Ende ein riesiger runder Stein herabzog. So wurde der Saft aus den Trauben gepreßt und rann unten als süßer Most aus einer Röhre in ein unterstelltes Gefäß. Wenn es voll war, wurde es in ein Faß entleert. O, wie süß war der Most! Die Kinder versuchten ihn immer wieder und lobten seine Süße ungemein. Wenn die eingefüllten Trauben genugsam ausgepreßt waren, nahm ein Winzer den Rückstand, die Treber, aus der Presse und füllte neuerdings Trauben nach.

Die Kinder waren müde geworden. Der Vater dankte dem Nachbar für die Einladung, auch die Kinder dankten von ganzem Herzen. Der Nachbar gab ihnen noch einen großen Korb voll Weintrauben nach Hause mit. Fröhlich und befriedigt von dem, was sie erlebt, schlugen sie den Heimweg ein.

Fr. Fint.

153. Rätsel.

Hundert kleine Kugeln
hängen im Sonnenscheine:
Jedes ist ein Krügelchen,
voll von süßem Weine.
Rate, was ich meine!

154. Das Bergwerk.

1.

Fritz ging einmal zu einem Bergmanne und sagte: »Lieber Bergmann, ich möchte sehen, woher die Kohle kommt.« Da antwortete dieser: »Liebes Kind, die Kohlen werden aus der Erde gegraben.« Fritz versetzte: »Dann will ich mit dir in die Erde steigen.« Der Bergmann aber sagte: »In der Erde ist es dunkel und die Grube ist tiefer als ein Brunnen.« Fritz aber fürchtete sich nicht und sprach: »Ich habe keine Angst vor der Dunkelheit und vor der Tiefe; ich will mich festhalten, damit ich nicht falle.« Das freute den Bergmann und er sagte: »Wenn es so ist, will ich dich mitnehmen. Komm, zieh einen Bergmannskittel an und binde dir eine Lederschürze hinten auf so wie ich, nimm ein Lämpchen in die Hand und folge mir nach!«

2.

Dann setzten sie sich in einen Fahrkorb und Fritz hielt sich an der Kette fest. Der Korb wurde hinuntergelassen und es wurde immer dunkler über ihnen; man sah die Sonne nicht mehr und von dem Himmel nur ein kleines Stück. Endlich waren sie auf dem Boden angelangt und stiegen aus. Hätten sie keine Lampen gehabt, wäre es wohl schlimm gewesen; denn da unten war es stockfinster. Da sagte der Bergmann: »Jetzt sind wir durch den Schacht, nun müssen wir durch den Stollen gehen.«

3.

Sie schritten durch einen langen, dunklen Gang, der Stollen heißt; dieser war ganz niedrig. Endlich kamen sie zu den anderen Bergleuten; die hatten Kittel an und Schürzen um wie Fritz und sein Begleiter. Mit spitzigen Hacken hieben sie in die Erde und schlugen große Stücke heraus; das war die Kohle. Einige luden die Kohlen in Karren und führten sie zum Stollen hinaus bis zu dem Schachte, in dem Fritz heruntergekommen war. Dort wurde der Inhalt in den Korb verladen und durch eine Maschine nach aufwärts gehoben.

4.

Fritz betrachtete nun noch einmal die Bergleute in ihrem dunklen Stollen, wie jeder sein Lämpchen an die Wand gehängt

hatte und wie fleißig sie Kohlen gruben und in die Karren luden. Auf einmal läutete die Abendglocke; da legten sie ihr Werkzeug beiseite und riefen: »Glück auf!« Das ist des Bergmanns Gruß. Hierauf gingen sie an den Schacht und ließen sich hinaufbefördern; Fritz nahmen sie auch mit. Wie freute er sich, als er wieder am Tageslichte war.

Nach Wilhelm Curtman.

155. Die grüne Stadt.

1. Ich weiß euch eine schöne Stadt,
die lauter grüne Häuser hat;
die Häuser, die sind groß und klein,
und wer nur will, der darf hinein.
2. Die Straßen, die sind freilich krumm,
sie führen hier und dort herum;
doch stets gerade fort zu gehn,
wer findet das wohl allzuschön?
3. Die Wege, die sind weit und breit
Mit bunten Blumen überstreut.
Das Pflaster, das ist sanft und weich
und seine Farb' den Häusern gleich.
4. Es wohnen viele Leute dort
und alle lieben ihren Ort,
ganz deutlich sieht man dies daraus,
daß jeder singt in seinem Haus.
5. Die Leute, die sind alle klein,
denn es sind lauter Vögelein
und meine ganze grüne Stadt
ist, was den Namen »Wald« sonst hat.

Ernst Ortlepp.

156. Rätsel.

Im Lenz erquick' ich dich,
im Sommer kühl' ich dich,
im Herbst ernähr' ich dich,
im Winter wärm' ich dich.

157. Rotkäppchen.

1.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hieß Rotkäppchen, weil ihm die Großmutter eine rote Kappe geschenkt hatte, die es nun am liebsten trug. Die Großmutter wohnte in einem großen Walde. Einst hatte die Mutter einen schönen Kuchen gebacken und sagte: „Rotkäppchen, trage der Großmutter diesen Kuchen hin; nimm ihr auch diesen Topf voll Suppe mit, die Großmutter ist krank und bedarf der Stärkung. Gib unterwegs acht, damit du nicht fällst, und bleib immer auf dem Wege, damit du dich nicht verirrst.“

2.

Rotkäppchen ging fort. Im Walde begegnete ihm der Wolf. „Guten Morgen, Rotkäppchen,“ sagte er, „wohin so früh?“ Rotkäppchen antwortete: „Zur lieben Großmutter, ich bringe ihr Kuchen und Suppe, denn sie ist krank.“ Der Wolf fragte: „Wo wohnt denn die Großmutter?“ Und Rotkäppchen sagte: „Hinten im Walde, wo die große Eiche steht.“ „Da könntest du ihr ja auch einen Blumenstrauß mitnehmen,“ meinte der Wolf.

3.

Rotkäppchen sah die schönen Blumen an, die rings umher blühten und dachte: „Das könnte ich wohl tun.“ Es begann nun die schönsten Blumen zu pflücken und band sie dann zu einem Strauße. Dabei kam es immer weiter vom Wege ab und fand erst nach langem Suchen wieder zurück. Inzwischen war der Wolf zum Hause der Großmutter gelaufen und klopfte nun an die Türe. „Wer ist draußen?“ fragte die Großmutter. „Ich bin es, dein Rotkäppchen,“ sagte der Wolf mit verstellter Stimme, „ich bringe dir Kuchen und Suppe, mach' doch schnell die Tür auf!“

Die Großmutter aber sagte: „Ich kann doch nicht, ich liege ja krank im Bette. Drücke nur die Klinke nieder, dann geht die Tür auf.“

Der Wolf tat das, sprang in die Stube und verschluckte die Großmutter. Dann zog er ihre Kleider an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in das Bett und wartete.

4.

Da kam endlich das Rotkäppchen. Es ging an das Bett, aber es wurde ganz ängstlich. „Ach, Großmutter, wie siehst du denn heute aus! Wozu hast du so große Ohren?“ „Daß ich dich besser hören kann,“ sagte der Wolf. „Wozu hast du so große Augen?“ „Daß ich

dich besser sehen kann.“ „Großmutter, was hast du für große Hände!“ „Daß ich dich besser fassen kann.“ „Und was für einen großen Mund du hast!“ „Daß ich dich besser fressen kann!“ Damit sprang der Wolf aus dem Bette, verschluckte auch noch das Rotkäppchen, legte sich dann wieder nieder und schlief ein.

5.

Der Wolf schnarchte fürchterlich. Der Jäger, der eben vorbeiging, hörte das Schnarchen und dachte: „Wie kann die alte kranke Frau so schnarchen. Ich muß doch sehen, was da los ist.“ Er trat in die Stube und sah den Wolf im Bette liegen. Schon wollte er ihn totschießen. Aber er dachte sich, vielleicht hat das böse Tier die alte Frau verschluckt und so nahm er lieber sein Jagdmesser und schnitt dem Wolfe den Bauch auf. Da sprang zuerst Rotkäppchen heraus und dann kam auch noch die Großmutter nach. Rotkäppchen lief dann hinaus und brachte viele Steine, die packten sie dann dem Wolfe in den Bauch. Als der Wolf endlich erwachte und den Jäger sah, wollte er rasch fortspringen, aber die Steine zogen ihn zu Boden. Er fiel hin und war tot.

6.

Der Jäger zog dem Wolfe die Haut ab und nahm sie mit. Die Großmutter aß, was ihr Rotkäppchen gebracht hatte. Dann ging Rotkäppchen wieder fort, blieb aber immer auf dem geraden Wege. Zuhause erzählte es dann, was geschehen war, und die Mutter freute sich, daß sie ihr Rotkäppchen wieder hatte.

G r i m m.

158. Waldstadt und Riese.

Es ist eine Stadt mitten im Walde. Die Stadt hat viele hundert Straßen. Darin lebt ein Völkchen, das ist weit und breit berühmt wegen seines Fleißes. Vom Morgen bis zum Abend sind dort alle rührig bei der Arbeit. Sie klettern auf die Bäume und holen Holz herab, schleppen Gras heim, pflegen ihre Kinder und bauen Wohnungen. Dabei leben sie still und friedlich beisammen. Wenn einer auf der Straße geht und seine Last nicht allein fortschleppen kann, so springt sogleich ein anderer bei und hilft, ohne daß er sich bitten läßt.

Da geschah aber einmal an einem schönen Sommertage ein großes Unglück. Denn als eben die Alten ihre weiß eingewickelten Kinder vor die Stadt getragen und in den warmen Sonnen-

schein gelegt hatten, da kam plötzlich ein Riese durch den Wald daher. Die Schildwachen gaben schnell ein Zeichen. Wie? Das weiß ich selbst nicht, denn Trommeln und Trompeten sind in dieser Stadt nicht gebräuchlich. Als der Riese auf die Stadt zukam, rannte alles aus der Stadt heraus und wollte nur schnell die Kindlein hineinschleppen. Doch ehe noch das Gewimmel hinein war, kam schon der Riese heran und trat mit einem Fuße mitten in die Stadt, daß gleich mehr als hundert Straßen zusammenstürzten. Und da nun schon alles durcheinander rannte und flüchtete, bückte sich der Riese und warf mit seinem Finger langsam und wie zum Zeitvertreibe eine Straße nach der andern ein, hatte seine Freude an dem ängstlichen Gewimmel und wie die armen Leute nur zuerst nach ihren Kindern griffen und sie über die Trümmer hinweg beiseite schleppten in die unversehrten Straßen.

Das kleine Völklein verlor aber den Mut doch nicht. Viele Hunderte machten sich auf und marschierten tapfer zu den Hosen und Ärmeln des Riesen hinein und stachen mit ihren Waffen so tüchtig auf ihn los, daß es ihn am ganzen Leibe wie Feuer brannte und daß er zurücktrat von der Stadt.

Aber der Herr des Waldes sprach zu dem Riesen: »Du ungeschickter, fauler Bursch, was hat dir mein gutes, fleißiges Völkchen getan? Du mit deinen großen Händen kannst doch keine einzige Straße aufbauen, so kunstvoll wie mein liebes Völkchen da!«

Willst du wissen, Kind, wer dieser Riese war? Das war ein Mensch so groß wie du. Aber was für eine Stadt ich meine und wer das kleine, fleißige Völkchen und wer der Herr des Waldes ist, das sollst du erraten und dann geh hinaus in den Wald und besuche die Stadt und das Völkchen und lerne von ihm!

Nach H. C a m p e.

159. Riesen und Zwerge.

1.

Und so ist's im Lande der Riesen:

Tischtücher sind breiter als Wiesen,

ein Kuchen ist wie ein Hügel groß,

wie Brotlaibe sind die Rosinen bloß,

dem Bahndamm gleich ist da jede Wurst,
 man trinkt einen Teich für den ersten Durst.
 Und schläfert den Riesen vor Müdigkeit,
 so streckt er die Beine drei Stunden weit;
 er schiebt einen Berg sich unter den Kopf,
 wie ein Hochwald starrt sein ruppiger Schopf;
 drauf reckt er die Nase empor wie ein Turm,
 und schnarcht er, so wütet ein Wirbelsturm.

Hans Fraungruber.

2.

So ist es im Lande der Zwerge:
 Ameisenhaufen sind die Berge,
 das Sandkorn ist ein Felsenstück,
 der Seidenfaden ist ein Strick,
 die Nadel ist da eine Stange,
 ein Würmchen ist da eine Schlange,
 als Elefant gilt da die Maus,
 der Fingerhut ist da ein Haus,
 die Fenster sind wie Nadelöhre,
 ein Glas voll Wasser wird zum Meere,
 der dickste Baum ist dünn wie ein Haar,
 ein Augenblick ist da ein Jahr.

Volksscherz.

160. Die beiden Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten einander auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber.

»Geh mir aus dem Wege!« schrie die eine. — »Dazu hätte ich Lust,« erwiderte die andere. — »Ich war zuerst auf der Brücke,« sagte die eine; »geh du zurück und laß mich hinüber!« — »Ich will nicht,« sprach die andere; »ich habe soviel Recht als du.«

So zankten sie sich, und weil jede auf ihrem Sinne beharrte, so kam es endlich zum Kampfe zwischen beiden. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig und mit großer Gewalt

gegeneinander. Aber von dem heftigen Stoße verloren beide das Gleichgewicht und stürzten von der Brücke hinab in das reißende Wasser.

So geht's den Eigensinnigen und Hartnäckigen!

Albert Ludwig Grimm.

161. Der unzufriedene Ruckuck.

Als der liebe Gott die Vögel geschaffen hatte, wies er einem jeden einen Wohnort an: dem Storche das Dach, der Ente das Wasser, der Lerche den Acker, der Schwalbe das Haus. Und allen war ihr Wohnort recht, nur dem Ruckuck nicht. Das Dach war ihm zu lustig, das Wasser zu naß, der Acker zu fest, das Haus zu dumpf. Da wurde der Schöpfer unwillig und sprach: „So suche dir nun selbst einen Ort, der dir gefällt!“ Und seitdem wandert der Ruckuck von Ort zu Ort, von Land zu Land, und er hat noch keine Gegend gefunden, wo es ihm länger als einen Sommer gefallen hätte. Er schläft jede Nacht auf einem anderen Baume. Von seinen Eiern legt er das eine hierhin das andere dorthin und geht wieder fort und er kennt seine Kinder nicht und seine Kinder kennen ihn nicht.

Wilhelm Curtman.

162. Der Knabe im Walde.

Ein Knabe lief in den Wald. Da rief ihm der Eichbaum zu: „Komm, lege dich in meinen Schatten!“ Der Knabe antwortete freundlich: „Schönen Dank! Wenn ich zurückkomme, will ich es tun; jetzt bin ich noch nicht müde.“

Darauf traf er das Maiglöckchen an. Das sprach: „Komm zu mir und rieche meinen Duft!“ Der Knabe ging hin und weil es so lieblich duftete, sprach er: „Maiglöckchen, ich will dich mitnehmen zu meiner Mutter.“ Und die Blume war es zufrieden.

Nun erblickte er die rote Erdbeere. Die rief ihm auch zu: „Komm, pflücke mich, ich bin reif!“ Da antwortete der Knabe: „Erdbeerchen, dich will ich meiner Schwester mitnehmen.“ Und es ließ sich gerne brechen.

Zuletzt kam der Knabe zu der Tollkirsche. Auch diese rief: „Komm, isß mich; ich bin reif!“ Der Knabe antwortete: „Ich will dich nicht essen; du siehst mir giftig aus. Aber ich will dich abbrechen und meinem Vater zeigen, der kennt dich besser als ich.“

Wilhelm Curtman.

163. Die Waldmaus.

Die Waldmaus wohnt im Walde. Unter einer Buche hat sie ihr Loch gewöhlt. Das ist ihr Schloß und ihre Burg. Von den Büschen fallen Nüsse in großer Zahl; das Mäuschen zernagt die Schale mit den scharfen Zähnen und schmaust den süßen, öligen Kern. So lebt es sich herrlich. Aber es ist nicht immer so schön. Der Fuchs und der Iltis schleichen durchs Holz und der Igel ist auch nicht weit, ja selbst die Eulen streichen durch die Büsche. Endlich kommt noch der Schnee, der die herabgefallenen Früchte deckt; die Erde ist gefroren und die gesammelten Vorräte schwinden immer mehr und mehr. Dann muß das Mäuschen große Not leiden.

Holzhaue kommen in den Wald. Die Bäume und Büsche werden von ihnen niedergehauen. Bald darnach durchwühlt der Pflug das Land, Korn wird darauf gesät, und die Egge fährt darüber hin. Aus den Samenkörnern erwachsen die Halme mit den Ähren und das Mäuschen kann naschen, soviel ihm beliebt. Das wäre nun ganz schön, wenn nur nicht die Katze so oft durchs Getreidefeld schliche und droben der Falke darüber schwebte! Selbst unten auf der Erde droht das Wiesel. Am schlimmsten aber ist der Regen, der die Wohnung der Maus mit Wasesr füllt.

Die Sense erklingt, die Halme fallen, die Garben werden nach Hause gefahren. Das Mäuschen hat sich schlau in den Garben verborgen. So kommt es in die Scheune und in das Wohnhaus des Landmannes. Da gibt es für die Maus Brot, Kuchen, Butter und Speck. Aber hier stehen auch die gefährlichen Fallen und Katze und Hund verfolgen die Maus. Wenn sie nicht vorsichtig ist, wird sie überlistet, gefangen und getötet.

Nach Wagner.

164. Vom Baume und vom Moose.

Der große Baum ist König im Walde. Sein starker Stamm steht wie ein Turm auf dem Berge. Seine Äste breiten sich aus wie gewaltige Arme. Er trägt eine herrliche Krone von grünem Laube. Dasselbst nisten die Vögel und singen ihre Lieder. Droben hat der Adler seinen Horst, drunten das Eichhörnchen seine Zuflucht. Unter seinem Schatten blühen die Blumen. Es lagern sich daselbst die Tiere des Waldes: Hirsche, Rehe und Hasen.

Die Moospflänzchen am Boden sind kleine Kindlein im Walde. Sie wachsen zu Hunderten beisammen in einem Rasen. Eines allein ist so schwach, daß es kaum stehen kann; drum schmiegen sich ihrer viele dicht aneinander. Der Baum breitet seine Zweige darüber. Er wehrt im Sommer der heißen Sonne, das Moos zu versengen. Er träufelt von seinem Überflusse Regen und Tau auf die Kleinen. Er deckt sie im Winter zu mit seinen abgefallenen Blättern, wie ein reicher Mann seine abgetragenen Kleider dem armen Kinde schenkt.

Das kleine Moos vergilt aber treulich dem großen Baume seine Wohltat. Es bewahrt jedes Tröpfchen Regenwasser und tränkt damit die Wurzeln des Baumes. Es hält alle Erdenkrümchen zusammen, damit der Wetterguß sie nicht von den Wurzeln hinwegspült. Im Winter schützt es die Wurzeln des Baumes vor dem Froste und im Sommer vor dem ausdörrenden Winde.

Die Samenkörnchen des Baumes fallen herab aus der Krone, der Wind treibt sie hieher und dorthin. Sie suchen ein Unterkommen zum Wachsen. Die Moospflänzchen bewahren die Samenkörnchen in ihrem weichen Rasen. Sie tränken sie mit dem aufgesammelten Tause. Den zarten Wurzeln der keimenden Bäumchen bieten sie gute Erde und schützen ihre feinen Blättchen vor Frost und vor Hitze.

So wachsen die jungen Bäumchen fröhlich aus dem Moosrasen hervor. Sie gedeihen rings um den alten Baum wie Kinder um ihre Mutter.

Das Moos ist zwar das kleinste Gewächs im großen Walde, schafft und wirkt aber selbst für die gewaltigen Bäume. Es ist unscheinbar und schwach und wirkt doch nutzbar und wichtig für das ganze Land.

Nach H. Wagner.

165. Das Eichhörnchen.

Es war einmal ein Eichhörnchen, ein rotes, mit niedlichen Haarbüscheln an den Ohren und mit einem großen, dichten Schweife. Wenn ihr es nur gesehen hättet! Das konnte springen, sapperlot! von einem Baum auf den andern und so den ganzen Wald hindurch.

Da kam einmal im Sommer ein schöner Sonntagsnachmittag. Die Leute gingen alle in die Kirche und die Glocken läuteten him, ham, him, ham! Da bekam das Eichhörnchen Lust, an einem Tannenzapfen zu knabbern, und husch! lief es den Stamm hinauf, kerzen-

gerade. Auf einmal fuhr ihm ein fürchterlicher Schreck in alle Glieder. Denkt euch, just in der Astgabel, da lag ein dunkelbrauner Marder mit spitzigen, schneeweißen Zähnen. Wie der das Eichhörnchen sah, piff er durch die Nase. Das heißt: Du gefällst mir; dir will ich den Hals abbeißen!

Aber das Eichhörnchen wollte nicht. Schwupps war es auf dem nächsten Baume und wie der Blitz auf dem zweiten und dritten — und der böse Marder hinter ihm her. Hui, das war eine Jagd! Ach, was das arme Eichhörnchen da Angst ausgestanden hat — und jetzt war gar auf einmal der Wald zu Ende und fing erst drüben über der Wiese wieder an. Husch! saust das Eichhörnchen durch die Äste herunter, ganz von oben — lauf, lauf! Da ist schon der Marder hinter ihm her und macht großmächtige Sätze.

Lauf, Eichhörnchen, lauf!

Hurra, da ist schon der erste Baum — wie der Wind geht's hinauf und der Marder, der Marder —

Bum! — das war ein Schuß.

Da liegt der Marder und ist mausetot. Bravo, Jäger! Der kommt hinter der Tanne hervor und steckt den braunen Burschen in seine Jagdtasche. Es geschieht ihm schon recht: er hat dem Bauer gestern Nacht zehn Hühner totgebissen; zehn Hühner!

Wo ist aber jetzt das Eichhörnchen hingekommen? Sieh nur, dort guckl's runter.

Hans Fraungruber.

166. Rätsel.

Es baut in schattigen Zweigen sein Nest,
es hüpf und schlüpft durch der Bäume Geäst,
es schwingt sich von Wipfel zu Wipfel geschwind
und ist doch kein Vogel: was ist's mein Kind?

R. Löwenstein.

167. Das Schnecklein.

Schneck im Haus,

komm heraus!

Kommen zwei mit Spießen,

wollen dich erschießen;

kommen zwei mit Stecken,

wollen dich erschrecken.

Schneck im Haus,

komm heraus!

168. Rätsel.

Wie oft ich gehe aus,
bleib' dennoch ich zu Haus.

169. Der Fuchs und der Igel.

Ein stolzer Fuchs fragte den Igel, wie er es mache, wenn ihn die Hunde verfolgten. „Ich kann nur eine Kunst,“ antwortete der Igel sehr bescheiden. „Eine nur? Ja freilich, dann bedaure ich dich; ich kann wenigstens hundert Künste,“ prahlte der Fuchs. In eben dem Augenblicke hörte man die Hunde bellen und sah die Jäger herbeieilen.

Der Igel rollte sich in eine Kugel zusammen. Überall war er nun stachelig. Die Hunde bißen sich an ihm blutig. Sie gingen lieber auf den Fuchs los. Dieser wollte sich durch allerlei List und Seitensprünge den Hunden entziehen. Endlich aber wurde er doch erwischt und von den Hunden getötet.

„Ei,“ sprach der Igel, der von weitem zusah; „ich glaube, meine einzige Kunst ist doch mehr wert, als alle hundert, die der Fuchs zu können behauptete!“

170. Der Hahn, der Hund und der Fuchs.

1.

Ein Hund und ein Hahn schlossen Freundschaft und wanderten zusammen in die Fremde. Eines Abends konnten sie kein Haus erreichen und mußten im Walde übernachten. Da sah der Hund eine hohle Eiche, worin für ihn eine treffliche Schlafkammer war. »Hier wollen wir bleiben,« sagte er zu seinem Kameraden. »Ist mir auch recht,« sagte der Hahn, »aber ich schlafe gern in der Höhe.« Damit flog er auf einen Ast, wünschte dem andern eine gute Nacht und setzte sich zum Schlafen zu recht.

2.

Als es nun Tag werden wollte, fing der Hahn zu krähen an; denn er dachte, es sei bald Zeit zum Weiterreisen. Das Kikeriki hatte der Fuchs gehört, dessen Wohnung nicht weit davon war, und schnell war er da, um den Hahn zu fangen. Als er ihn aber so hoch sitzen sah, dachte er: »Den muß ich durch gute Wörtlein herunterlocken; denn klettern kann ich nicht.« Gut, das Füchs-

lein macht sich ganz höflich herbei und spricht: »Ei, guten Morgen lieber Herr Vetter! Wie kommen Sie hieher? Ich habe Sie gar so lange nicht gesehen! Aber Sie haben sich da gar keine geschickte Wohnung gewählt und, wie es scheint, haben Sie auch noch nicht gefrühstückt. Wenn es Ihnen gefällig ist, mit in mein Haus zu kommen, so werde ich Ihnen mit frischgebackenem Brote aufwarten.« Der Hahn kannte aber den alten Schelm und es fiel ihm nicht ein herunterzusteigen. »Ei,« sagte er, »wenn Sie ein Vetter von mir sind, so werde ich recht gern mit Ihnen frühstücken. Aber ich habe noch einen Reisegefährten, der hat die Tür zugeschlossen. Wollen Sie so gefällig sein, ihn zu wecken, so können wir gleich miteinander gehen.« Der Fuchs, der meinte, er könne noch einen zweiten Hahn erwischen, lief schnell nach der Öffnung, wo der Hund lag. Dieser aber war wach, hatte alles angehört, was der Fuchs gesprochen, und freute sich, den alten Betrüger jetzt strafen zu können. Ehe der Fuchs es sich versah, sprang der Hund hervor, packte ihn an der Kehle und biß ihm tot.

3.

Dann rief er seinen Freund vom Baume herunter und sagte: »Wenn du allein gewesen wärest, hätte dieser Bösewicht dich umgebracht. Aber laß uns eilen, daß wir aus dem Walde kommen!«

Wilhelm Curtman.

171. Sprichwörter und Sprüche.

1. *An Gottes Segen ist alles gelegen.*
2. *Besser arm in Ehren als reich in Unehren.*
3. *Ehrlich währt am längsten.*
4. *Rechtun läßt sanft ruhn.*
5. *Treue Hand kommt durchs ganze Land.*
6. *Was verkürzt mir die Zeit? — Tätigkeit.*
Was macht sie mir unerträglich lang? — Müßiggang.
7. *Wer auf den lieben Gott vertraut,*
der hat auf festen Grund gebaut.
8. *Wer etwas kann, den hält man wert;*
den Ungeschickten niemand begehrt.
9. *Wer mit Bösen umgeht, wird selbst böse.*
10. *Wer Pech angreift, besudelt sich.*

VII. Die Jahreszeiten.

172. Die Jahreszeiten.

Am 21. März ist der Anfang des Frühlings. Da geht die Sonne ungefähr um sechs Uhr morgens auf und um sechs Uhr abends unter. Tag und Nacht sind gleich lang. Von Tag zu Tag steigt die Sonne höher am Himmel hinauf, die Tage werden länger als die Nächte, die Wärme nimmt zu.

»Die Wiese grünt, der Vogel baut,
der Kuckuck ruft, der Morgen taut,
das Veilchen blüht, die Lerche singt,
der Obstbaum prangt: der Fr ü h l i n g winkt.«

Am 21. Juni beginnt der Sommer. Die Sonne geht ungefähr um vier Uhr morgens auf und um acht Uhr abends unter. Wir haben den längsten Tag und die kürzeste Nacht des Jahres. Die folgenden Tage nehmen wieder ab, die Wärme hält jedoch noch an.

»Die Sonne sticht, die Rose blüht,
die Bohne rankt, das Würmchen glüht,
die Ähre reift, die Sense klingt,
die Garbe rauscht: der S o m m e r winkt.«

Am 23. September nimmt der Herbst seinen Anfang. Die Sonne geht ungefähr an diesem Tage gerade an der Stelle auf, wo sie am 21. März aufgegangen ist. Tag und Nacht sind wieder gleich lang. Von nun an nehmen die Tage noch mehr ab und die Nächte zu. Die Luft wird im Herbst kühler.

»Das Laub verwelkt, die Schwalbe flieht,
der Landmann pflügt, die Wildgans zieht,
die Traube reift, die Kelter rinnt,
der Apfel lacht: der H e r b s t beginnt.

Am 21. Dezember, dem kürzesten Tage des Jahres, beginnt der Winter. Die Sonne geht gegen acht Uhr auf und abends kurz vor vier Uhr unter. Von nun an werden die Tage allmählich wieder länger. Der Winter ist die kälteste Jahreszeit.

»Der Sang verstummt, die Axt erschallt,
das Schneefeld glänzt, das Waldhorn schallt,
der Schlittschuh eilt, der Schneeball fliegt,
die Flut erstarret: der W i n t e r siegt.«

173. Die vier Brüder.

1. Vier Brüder geh'n jahraus, jahrein im ganzen Land spazieren;
doch jeder kommt für sich allein, uns Gaben zuzuführen.
2. Der erste kommt mit leichtem Sinn, in reines Blau gehüllet,
streut Knospen, Blätter, Blüten hin, die er mit Düften füllet.
3. Der zweite tritt schon ernster auf mit Sonnenschein und Regen,
streut Blumen aus in seinem Lauf, der Ernte reichen Segen.
4. Der dritte naht mit Überfluß und füllet Küch' und Scheune,
bringt uns zum süßesten Genuß viel Äpfel, Nüz' und Weine.
5. Verdrießlich braust der vierte her, in Nacht und Graus gehüllet,
sieht Feld und Wald und Wiesen leer, die er mit Schnee erfüllet.
6. Wer sagt mir, wer die Brüder sind, die so einander jagen?
Leicht rät sie wohl ein jedes Kind, drum brauch' ich's nicht zu sagen.

Friedrich von Schiller.

174. Frühlingsbotschaft.

1. Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald!
Lasset uns singen,
tanzen und springen,
Frühling, Frühling wird es nun bald!
2. Kuckuck, Kuckuck läßt nicht sein Schrei'n!
Kommt in die Felder,
Wiesen und Wälder,
Frühling, Frühling stelle dich ein!
3. Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du gesungen,
ist dir gelungen,
Winter, Winter räumt das Feld.

Hoffmann v. Fallersleben.

175. Das Schneeglöckchen.

Es war einst ein langer, kalter Winter, und der Schnee wollte nicht schwinden. Unter der weißen Decke harrten ein paar Blumenkeime auf ein freundliches Augenwinken des Frühlings. Da ihnen die Weile lang wurde, sprach einer zum andern: »Horch, Brüderlein, ich möcht's versuchen, wie's draußen aussieht!« Sagte der andere: »Probier's, ich tu' mit!« Also haben sie die Keimblätter hübsch zugespitzt, daß sie scharf wurden wie Pfeile und durch den Schnee schießen konnten. Dann versuchten sie's. Hat sie auch nicht wenig gefroren bei der kalten Arbeit, so gelang es ihnen doch und nach wenigen Stunden waren sie mit ihren Köpflein ans Tageslicht emporgedrungen. Der Schnee hatte ihnen alle Farbe weggeleckt, und sie waren weiß wie Leinen.

»Tut nichts!« sprach eines zum andern und ließ sich keines seine Freude verkümmern. Darauf wiegten sie lustig die Krone hin und her, daß die Staubfäden wie Hämmerchen an die Wände schlugen und ein feiner Klang den Wald durchdrang. Das hörte der Winter und dachte sich: »Wird heilig der Frühling schon eingeläutet! Jetzt ist es Zeit, daß du dich aus dem Staube machst. Dem jungen, leichtfertigen Fant will ich aus dem Wege gehen; ich mag ihn nicht leiden!«

Da zog er seinen langen, weißen Schneemantel an sich und trollte sich seiner Wege. Der Lenz aber lauschte allbereits hinter den Hecken, und als er vortrat, galt sein erster Gruß den beiden Blumen und er gab ihnen von nun an den Namen »Schneeglöcklein«, weil sie den Schnee weggeläutet hatten.

Anton Forsteneichner.

176. Frühlingszeit.

Frühlingszeit, schönste Zeit,
die uns Gott der Herr verleiht,
weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
läßt die jungen Lämmer springen,
läßt die lieben Vöglein singen,
Menschen, eures Gottes denkt,
der euch so den Frühling schenkt!

Wilhelm Hey.

177. Das Veilchen.

Lange genug hat uns der Winter geplagt. Die warme Frühlingssonne trocknet die vom Schnee noch feuchte Erde, und schon zeigt sich neues Leben im Garten. Die Knospen an der Hecke plazen auf und darunter am Boden zeigen sich frischglänzende, grüne Blättchen. Zwischen ihnen stehen auf kurzen Stielen die blauen, lieblichen Veilchen. Sie öffnen ihre fünf Blättchen der warmen Sonne entgegen und verbreiten köstlichen Duft. Der lockt die Bienen an, die von ihrem Winterschlaf auch wieder erwacht sind. Sie schlüpfen in die hübschen Blümchen und holen mitten aus ihnen heraus ein Tröpfchen Honig, ihren Frühlingstrank.

Auch die Schwester besucht die Veilchen. Sie pflückt ein Sträußchen und bringt es der Mutter, die es in ein Glas mit frischem Wasser stellt. Wer die Blümchen in dem Zimmer sieht, freut sich ihrer Schönheit und ihres Wohlgeruchs.

Fr. K o l l.

178. Das Blumenpflücken.

Du magst, soviel du willst, von Blumen immer pflücken, um dich und wen du willst und was damit zu schmücken.

Dazu sind Blumen da, von dir gepflückt zu sein; sie selber laden dich dazu mit Nicken ein.

Nur eines unterlass' ich nicht, dir einzuschärfen, daß du nichts pflücken darfst, nur um es wegzuwurfen.

Bedenk: Der schönste Strauß des Frühlings blüht für dich, doch wenn du ihn nicht brauchst, so laß ihn blüh'n für sich.

Fr. K ü d e r t.

179. Die Vöglein im Frühlinge.

Wenn im Frühlinge die Vöglein wieder bei uns angekommen sind, die Nachtigallen und Rotkehlchen, die Schwalben und Finken, dann bauen sie sich ihr Nest. Das eine baut es so, das andere baut es anders: ein jedes macht es, wie es ihm von Gott

bestimmt ist. Nicht lange dauert es, so liegen kleine Eier in dem Neste, vier oder fünf, oder auch noch mehr. Manche Vögel legen weiße, manche blaue oder grüne oder gesprenkelte Eier. Das Weibchen setzt sich auf die Eier und brütet sie aus; das Männchen singt ihm ein schönes Liedchen vor.

Endlich kommen die Jungen aus der Schale hervor. Nun holen die Alten das Futter herbei. Die jungen Tierchen strecken ihre Häse aus und sperren den kleinen Schnabel auf; die Alten stecken ihnen das Futter in den Schnabel und der liebe Vater im Himmel ernährt sie alle. So geht es fort, bis den Jungen die Federn gewachsen sind. Dann wagen sie sich aus ihrem weichen Bettlein hervor. Sie fliegen von Zweig zu Zweig und suchen sich selbst ihre Nahrung. Nun fangen sie auch selbst an, zu singen und Gott durch ihren Gesang zu loben.

So geht es den ganzen Sommer durch, bis der Herbst kommt. Dann ziehen sie wieder fort.

Kölner Lesebuch.

180. Der Streit um die Wohnung.

Der Frühling ist da! Nun zwitschert es von tausend Stimmen in Wald und Garten, in Bäumen und Büschen, im Grase und im Felde. Schon im März, mit den ersten Veilchen, kommt der Star vom Süden zurück und sucht sich seine alte Wohnung wieder. Die hat aber unser treuer Wintergenosse Meister Spatz bereits bezogen und ist eben dabei, sich häuslich darin einzurichten; denn der Hauswirt, der alte Baum, konnte ihm nicht sagen, ob der vorige Mieter seine alte Wohnung behalten wolle. Der Spatz ist aber ein unverzagter Bursche und so denkt er: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! Und damit zieht er ein und will eben sein Bett aufschlagen; da kommt der schwarze Wandersmann von seiner Winterreise wieder und fährt ihn an: »Heraus da; das ist meine Wohnung!« — »O, nein,« spricht der Spatz, »jetzt ist es meine; denn ich habe sie bezogen.« — »Das könnte jeder sagen,« antwortet der Star; »ich habe doch, was jetzt darin steht und liegt, voriges Jahr hineingeschafft; so lange aber meine Möbel darin stehen, ist es meine Wohnung.« — »Das kann auch jeder sagen,« erwidert der Spatz; »ich bleibe in dessen hier mit meiner Frau.« Der Star aber wird zornig: »Her-

aus! sage ich oder ich brauche Gewalt!« — Meister Spatz wehrt sich nach Kräften; aber bald sieht er doch ein, daß er dem alten Mieter weichen muß, und er sucht schreiend und schimpfend das Weite. Und der Star zieht stolz in sein Haus wieder ein.

K. Rohrbach.

181. Ostern.

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden; Christ ist erstanden:
freue, freue dich, o Christenheit!

Falk.

182. Allelujah!

Es ist Ostern.

Die Sonne schaut mit fröhlichem Glanze vom blauen Himmel auf die verjüngte Erde herab.

Im Garten sitzt der Spatz auf einer Holunderstaude, wärmt sich an der Sonne und spricht: »Tschintschara, der Frühling ist wieder da! Ich flog aufs Feld. O, dort ist es herrlich! Keine Spur vom Schnee ist mehr zu sehen, das Bächlein hüpfet und murmelt, die Schneeglöckchen blühen, die Lerchen singen und der Wind weht so lau, so mild, daß es Sünde wäre, jetzt noch zu schlafen. Holunder, schlaf nicht, wach' auf, der Frühling ist da — tschintschara!«

Der Holunder hört des Sperlings Botschaft, er schüttelt sich vor Freude und lächelt mit seinen grünen Blättchen.

Unter der Holunderstaude träumt das Gänseblümchen. Des Sperlings Gezwitscher weckt es. Erschrocken blickt es umher, und als es den Holunder in seinem Frühlingskleide erblickt, freut es sich ungemein und deckt schnell sein schönes, zartes Köpfchen ab.

Über dem Garten aber erhebt sich die Lerche und singt angesichts all dieser Freude: Allelujah!

Nach V. Kosmak — Fr. Fink.

183. Bienen im Frühlinge.

Es war Frühling geworden; die Sonne hatte den Schnee von den Bergen weggeschienen; die grünen Grasspitzen kamen aus den welken Halmen hervor; die Knospen der Bäume brachen auf und ließen die jungen Blättchen durchscheinen.

Da wachte das Biennen aus seinem tiefen Schlafe auf, worin es den ganzen Winter gelegen hatte; es rieb sich die Augen und weckte seine Kameraden; die öffneten die Thür und sahen nach, ob das Eis und der Schnee und der Nordwind fortgegangen wären. Sie sahen, daß überall heller und warmer Sonnenschein war. Da schlüpfen sie heraus aus dem Bienenstocke, putzten ihre Flügel ab und versuchten wieder zu fliegen.

✕ Sie kamen zum Apfelbaume und fragten: „Hast du nichts für die hungrigen Biennen? Wir haben den ganzen Winter nichts gegessen.“ Der Apfelbaum sagte: „Nein, ihr kommt zu früh zu mir; meine Blüten stecken noch in der Knospe und sonst habe ich nichts. Geht hin zu der Kirsche!“

Da flogen sie zu dem Kirschbaume und sagten: „Lieber Kirschbaum, hast du keine Blüten für uns hungrige Biennen?“ Der Kirschbaum antwortete: „Kommt morgen wieder; heute sind meine Blüten noch alle geschlossen. Wenn sie offen sind, sollt ihr willkommen sein.“ ✕

Da flogen sie zu der Tulpe. Die hatte zwar eine große, farbige Blume; aber es war weder Wohlgeruch noch Süßigkeit darin und die Biennen konnten keinen Honig darin finden. Da wollten sie schon wieder traurig und hungrig nach Hause zurückkehren, als sie ein dunkelblaues Blümchen an der Hecke stehen sahen. Es war das Veilchen; das wartete ganz bescheiden, bis die Biennen kamen; dann aber öffnete es ihnen seinen Kelch; der war voll Wohlgeruch und voll Süßigkeit und die Biennen sättigten sich und brachten noch Honig mit nach Hause.

Nach Wilhelm Curtman.

184. Des Kirschbaums Gäste.

1. Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast, da hat er auch schon einen Gast; am jungen Grün und zarten Blatt frißt sich das Käuplein voll und satt.

2. Der Kirschbaum blüht an Zweig und Ast,
da hat er wieder einen Gast;
das Bietchen findet Honigseim
und trägt ihn in die Zellen heim.

3. Und sind der Wochen sechs vorbei,
so kommen gar der Gäste zwei.
Kennst du sie wohl? Sag es geschwind!
„Es ist das Späglein und — das Kind.“

E. Lausch.

185. Rätsel.

Erst weiß wie Schnee,
dann grün wie Klee,
dann rot wie Blut;
schmeckt Kindern gut.

186. Vergißmeinnicht.

Als der liebe Gott Himmel und Erde erschaffen und alles, was auf der Erde ist, da benannte er auch die Pflanzen. Und es kamen Blumen von mancherlei Art, die der Herr bedeutungsvoll mit Namen nannte. »Aber,« fügte er hinzu, »gedenket des Namens, den euch der Herr, euer Gott, gegeben!«

Sieh, da kam bald darauf ein Blümlein, angetan mit der Farbe des Himmels, bläulich schimmernd und gelb, und fragte: »Herr, wie hast du mich genannt? Ich hab' meinen Namen vergessen.«

Und der Herr sprach: »Vergißmeinnicht!« — Da schämte sich das Blümchen und zog sich zurück an den stillen Bach in das dunkle Gebüsch und trauerte. Wenn es aber jemand sucht und pflückt, dann ruft es ihm zu: »Vergißmeinnicht!«

A. Cosmar.

187. Maiglöckchen.

1. Ein kleines Glöckchen kenne ich,
schneeweiß und wunderfein;
nicht in dem Turm ist's aufgehängt,
im Wald nur mag es sein.

2. An grünem Bande schwebt es leicht,
ganz leise nur es schallt;
du hörst es nicht, es hören's nur
die Blumen in dem Wald.

3. Es läutet nur im schönen Mai
und sonst zu keiner Zeit.
Es kündet uns so lieblich an
die Maien-Herrlichkeit.

4. Das wunderbare Glöckchen ist
gewiß auch dir bekannt;
du suchst es gern im grünen Wald:
Maiglöckchen ist's genannt.

G. Chr. Dieffenbach.

188. Der Maikäfer.

1.

Die Maikäfer sind unbeholfene Burschen, wenn sie im Mai aus der Erde hervorkriechen. „Summ“, kommen sie daher und du vermutest nichts Urges — „tsch“, prallen sie an deine Stirne, an dein Auge, an deine Nasenspitze. Freilich liegen sie hernach auf dem Rücken da und zappeln und können nicht leicht wieder auf die Füße kommen; aber endlich stemmen sie ihre Flügeldecken auf die Erde — und da glückt es ihnen.

2.

Sin geht es auf die Obstbäume und hier tun sie, als wenn diese nur für sie gepflanzt wären. Was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig aufgefressen. Noch ehe acht Tage vergangen sind, stehen ausgedehnte Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Aussehen. An eine Obsternte ist natürlich nicht zu denken; deshalb soll man die Maikäfer morgens von den Bäumen abschütteln und dann vernichten.

3.

Nach acht bis vierzehn Tagen graben sich die Weibchen in lockere Erde und legen dort ihre kleinen weißen Eier in

Häufchen. Nachdem sie wieder herausgefrohen, leben sie nur noch ein paar Tage, dann sterben sowohl sie als die Männchen. Aus den Eiern entstehen nach vier bis sechs Wochen weißliche Larven, die Engerlinge; die lassen es sich in ihrem dunklen Gefängnisse unter der Erde ganz wohl sein, zerfressen alle Wurzeln, die sie finden, vom Getreide, Kohl, Salat und von den Bäumen. So mästen sie sich drei Jahre lang und machen dem Landmanne viel Kummer. Es ist nur gut, daß die Maulwürfe, Spitzmäuse und Krähen viele von ihnen verzehren.

4.

Wenn nun die drei Jahre herum sind, da hört mit einem Male mitten im Sommer der Engerling auf zu fressen. Er kleistert um sich herum einen kleinen Ball von Erde zusammen und darin schläft er bis zum Herbst; dann kommt er wieder aus seinem Bette hervor. O, wenn der einen Spiegel hätte, er würde sich die Augen reiben und gucken und würde denken: „Bin ich's oder bin ich's nicht?“ Denn ein kriechender Wurm ist er nicht mehr; er hat jetzt sechs längere Füße und kann marschieren. Auch trägt er keinen weißen Rock mehr, sondern hat einen dunklen Panzer um den ganzen Leib; der ist aus sechs Ringer. zusammengeschnitten und als Zierat sitzen sechs weiße Flecke dran, die an das alte Kleid noch erinnern. Denkt nun noch an den harten Kopf, die Brust und daran, wie jedes abgesondert steht und nur durch einen dünnen Stiel verbunden ist; denkt endlich an die braunen Flügeldecken, da merkt ihr wohl: der Käfer ist fertig. Aber er ist gescheit und bleibt unter der Erde; denn wenn er herauskäme, würde er oben keine warme Stube haben, sondern erfrieren. Darum bleibt er unten, und wenn der Schnee über seinem Kopfe knirscht, dann freut er sich, daß er so warm sitzt.

Sobald aber im Frühjahr die Sonne anklopft und spricht: „Erde, tu dich auf!“ und: „Veget euer grünes Fest-

kleid an, ihr Bäume!“ dann denkt er: „Nun ist's Zeit!“ und bohrt sich ein rundes Loch, immer höher hinauf, bis er oben ist. Hier wartet er, wenns noch Tag ist, denn es ist ihm zu hell und seine Augen sind die Helle nicht gewohnt. Am Abende aber schlüpft er heraus und versucht geschwind, ob man in den schattigen Bäumen nicht doch besser sitzen könne als in der dunklen Erde.

Quietmayer.

189. Der Tierquäler.

Schon waren die jungen Rotschwänzchen herangewachsen und beinahe flügge, als der böse Peter die alten aus der Rige der Mauer herausfliegen und bald wieder mit Futter hinfliegen sah. „Aha,“ dachte er, „da ist ein Vogelnest; dahin muß ich einmal klettern und nachsehen, was in dem Neste ist.“ Und sogleich kletterte er an der Mauer hinauf und kam bis an die Rige, worin das Nestchen stand, und da hörte er die Jungen zwitschern und sah sie die Schnäbel aufsperrern, weil sie meinten, ihre Mutter käme. Der böse Peter aber wollte sie aus dem Neste herausreißen und mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären. Es ging aber nicht so wie er dachte. Das Loch, wo die Vöglein ein- und ausflogen, war so eng, daß er seine Hand nicht leicht hindurchstecken konnte. Nun drückte er zwar so lange, bis er die Hand hindurchgezwängt hatte; als er aber drinnen die armen Vögelchen gefaßt hatte, konnte er die Hand nicht wieder herausziehen. Er mochte ziehen und zerren, wie er wollte, es half nichts, die Hand stak fest. Zuletzt tat es ihm wehe und er fürchtete, die Hand werde gar nicht wieder herausgehen. Da fing er erbärmlich an zu schreien, so daß die Leute herbeigelassen kamen. Die halfen ihm zwar endlich nach vieler Mühe aus dem Loche heraus, aber sie schalteten ihn auch, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen, und sagten es seinem Vater. Der bestrafte ihn sehr strenge.

Wilhelm Curtman.

190. Im Sommer.

Im Julius
 das Blümlein muß
 fast vor der Hitze sterben.
 Die Erde spricht: »Mich dürstet sehr.«
 Das Blümlein spricht: »Und mich noch mehr.
 Ach, sende Gott mir Regen her,
 sonst muß ich gar verderben.«
 Und seht, noch schneller als ihr dachtet,
 ist rings der Himmel schon umnachtet.
 Die Wolken jagen sich rasch umher
 mit Brausen wie Wogen im wilden Meer,
 es zucket der Blitz wie ein glänzender Speer,
 es rollet der Donner dumpf und schwer
 und die Tropfen fallen zur Erde nieder
 und die Erde trinkt sie und labt sich wieder.
 Und die Blum' und die Halme, sie richten sich auf
 und schauen zum Himmel erquickt hinauf;
 doch die Vöglein flattern bang herum
 und fliegen zu Nest und werden stumm.

Rudolf Löwenstein.

191. Pfingsten.

Die Jünger saßen still beisammen;
 da kam von oben ein heiliges Weh'n,
 da schwebten auf sie Feuersflammen
 aus ungemessenen Himmelshöh'n,
 da wurden sie vom Geist durchdrungen,
 da wurden sie vom Geist erhellt,
 da fingen sie an in allen Zungen
 zu reden vom Heiland aller Welt.
 Da schloß sich zusammen zum Liebesvereine
 die erste christliche Gemeine.

Julius Sturm.

192. Sonne und Wolke.

Sonne: »Wolke, 's ist wohl genug für jetzt,
 hast ja die Fluren reichlich genetzt.
 Sollen Saaten und Früchte gedeihn,
 brauchen sie auch den Sonnenschein.«

Wolke: »Komm, liebe Sonne, ich räume das Feld,
 lache hernieder, erfreue die Welt!«

Und als der Regen vorüber war,
 da schien die Sonne warm und klar.
 Es reifte die Frucht, es keimte die Saat,
 mit Lust der Landmann den Acker betrat,
 und dankend er auf zum Schöpfer blickte,
 der Sonnenschein und Regen schickte.

E. L a u s c h.

193. Die Wolken und der Regen.

Im Herbste und im Frühjahre lagert oft dichter Nebel auf der Erde, so daß wir die Gegenstände, die vor uns sind, kaum erkennen. Der Nebel besteht aus lauter winzig kleinen Wassertheilchen. Aber auch die Wolken, die am Himmel schweben, bestehen aus nichts anderem als aus solchen feinen Wasserbläschen. Die Wolken sind Nebel, der hoch in der Luft schwebt. Oft ist ein Gebirge ganz mit Wolken bedeckt. Wenn nun ein Wanderer dieses Gebirge bestiegen hat, so spricht er: »Da ist viel Nebel!« und die Leute, die unten am Fuße des Gebirges sind, sagen: »Da droben sind viele Wolken.«

Der Wind treibt die Wolken oft von einem Orte zum andern. Die Wolken vergehen auch und entstehen wieder. Aus den Wolken kommt der Regen. Wenn die feinen Wasserbläschen der Wolken zu schwer werden, so rinnen sie zusammen, bilden Wassertröpfchen und fallen zur Erde. Diese aus den Wolken herabfallenden Tropfen nennen wir Regen.

Wenn die Tropfen ganz fein sind, so heißt der Regen Staubregen. Fällt der Regen rasch und in großen Tropfen herab, so heißt er Platz- oder Gußregen. Kommt der Regen in ganzen Strömen aus den Wolken, so nennt man das einen Wolkenbruch.

Der Regen ist eine große Wohltat. Wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete, so würde nichts wachsen können. Alle Pflanzen würden vertrocknen und es würde sehr bald an Wasser fehlen für Menschen und Tiere. Anhaltender, sanfter Regen ist für die Fluren am zuträglichsten.

Die Platzregen, besonders aber die Wolkenbrüche, verursachen großen Schaden. Der Platzregen gießt in kurzer Zeit

eine Menge Wasser herab, welches dann stromweise von den Bergen und Feldern herabfließt und die Felder und Gärten beschädigt. Der Wolkenbruch überschwemmt plötzlich eine Gegend und richtet ungeheuren Schaden an. Häuser werden umgerissen, Bäume entwurzelt, Felder verwüstet und selbst Menschen verlieren oft ihr Leben.

194. Es regnet.

1. Es regnet!

Gott segnet

die Erde, die so durstig ist.

Nun ihren Durst sie bald vergißt.

O frischer Regen,

du Gottessegnet!

2. Es regnet!

Gott segnet

den hohen Baum, den kleinen Strauch

und all die tausend Blumen auch.

O frischer Regen,

du Gottessegnet!

3. Es regnet!

Gott segnet,

was lebt und webt in weiter Welt, —

für jedes Tier ein Tröpflein fällt.

O frischer Regen,

du Gottessegnet!

4. Es regnet!

Gott segnet

die Menschen alle väterlich.

Sein Himmelstau erquickt auch mich.

O frischer Regen,

du Gottessegnet!

195. Regenwetter.

1. Was ist das für ein Wetter heut!
Es regnet ja wie toll!
Die Straße ist ein großer See,
der Bottich übertoll.
2. Der Sperling duckt sich unters Dach,
so gut er eben kann,
und Nero liegt im Hundehaus
und knurrt das Wetter an.
3. Wir aber haben frohen Mut
und seh'n dem Regen zu,
erzählen uns gar mancherlei
daheim in guter Ruh'.
4. Laß regnen, was es regnen will!
Laß allem seinen Lauf!
Und — wenn's genug geregnet hat,
so hört's auch wieder auf.

Friedrich Ha 1 m.

196. Der Regenbogen.

Nach einem Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Robert sah eben zum Fenster hinaus und rief voll Freude: „Solch wunderschöne Farben hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blätter des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hingehen und alle Muschelschalen in meinem Farbenkästlein damit füllen.“

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der Kleine nun im Regen da und ward nichts von einer Farbe gewahr. Ganz durchnäßt ging er traurig wieder heim und klagte dem Vater sein Mißgeschick.

Dieser lächelte und sprach: „Jene Farben lassen sich in keine Schalen auffassen; die Reagentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne so schön gefärbt.“

Chr. Schmid.

197. Ein Wassertropfen auf Reisen.

Es regnet. Ein Wassertropfen fällt auf die Erde herab. Er hat bereits einen langen Weg hinter sich und muß noch eine weite Reise machen.

Im Meere ist seine Heimat. Die heißen Sonnenstrahlen aber wecken seine Wanderlust. Da steigt er mit vielen Kameraden als feines Dunstbläschen in die Luft empor. Es geht immer höher und höher. Bald ballen sich die Bläschen zu mächtigen Wolken zusammen. Jetzt sind sie schon etwas. Gemeinsam wandern sie dem Lande zu und ein starker Wind beschleunigt ihre Reise.

Tief unter ihnen liegen Berge, Wälder, Städte, Dörfer und Einöden. Aber bald wird es ihnen gar entsetzlich kalt da oben. Nun rücken die Dunstbläschen recht nahe zusammen und fließen als Wassertropfen ineinander. Wassertropfen suchen überall Gesellschaft. Im raschen Falle geht es zur Erde hinunter. »Es regnet, es regnet!« rufen die Leute und spannen ihre Schirme auf. Jetzt scheint es, als wär's mit dem Tropfen zu Ende. Aber das ist noch lange nicht der Fall.

So ein kleiner Wassertropfen mag an warmen Sommertagen nimmer rasten und ruhen. Seine Reise geht diesmal in die dunklen Tiefen der Erde. Lange verweilt er da unten. Da bekommt er Sehnsucht nach dem blauen Himmel und nach dem warmen Sonnenscheine, nach Blumen, Bäumen, Gebüsch und nach fernen Ländern. Die hellen Tropfen rieseln in einer klaren Quelle aus der Tiefe heraus und springen munter und froh den Berg hinunter. Die Gesellschaft der Wassertropfen wird bald größer und von rechts und links kommen eilig Reisegefährten herbei. Murrend und plätschernd erzählen die kleinen Wellen im Bache ihre Reiseerlebnisse.

Aus dem Bache wird ein Fluß, aus dem Flusse ein Strom. Langsam wallt er dahin. Auf seinem Rücken trägt er nun große und kleine Schiffe. Da ist es wohl kein Wunder, wenn dabei der kleine Wassertropfen recht müde wird.

»Vom Bergwald komm' ich, vom Felsen her;
wie weit, wie weit ist mein Weg zum Meer!«

Im Meere ist nun wirklich die Wanderung zu Ende. Oder träumen die Tropfen schon wieder von einer weiten Reise?

Nach F. Wiesenbergers Lesebuch.

198. Die Zugvögel.

Fast alle die lieben Sänger, die im Frühlinge und Sommer den Garten und den Wald beleben, ziehen fort von uns, wenn der Herbst kommt, wenn die Blätter auf den Bäumen gelb und rot werden und dann ein Blatt nach dem andern herniederfällt auf die Erde. Manche ziehen einzeln, manche zu Paaren, manche in großen Schwärmen.

Sie können den kalten Winter nicht ertragen. Ihr Federkleid ist zu sommerlich und leicht. Sie würden erfrieren. Und wie sollten sie Körner und Beeren, Raupen und Würmer, von denen sie leben, unter Eis und Schnee finden? Ziehen die Wolken vor den rauhen Winden dahin, als flögen sie, so ziehen auch die meisten Vögel in wärmere Länder, wo der liebe Gott ihnen schon wieder den Tisch gedeckt hat. Sie ziehen über Berg und Tal, über Bäche, Ströme, selbst über das Meer dahin, tausend Kilometer weit und noch weiter.

Niemand zeigt ihnen den Weg, sie wissen ihn schon selbst zu finden. Unterwegs begegnet wohl manchen ein Unglück. Aber die meisten kommen glücklich ans Ziel.

Und wenn nun die Sonne auch bei uns wieder wärmer scheint, sieh, da kommen sie wieder, weit, weit her zu uns! Jeder sucht seinen Geburtsort wieder auf. Die Schwalbe findet ihr Nest wieder am Dache und die Nachtigall im Gebüsche, in welchem sie vor einem Jahre sang. Alle finden die Stätte wieder, wo sie damals fröhlich waren, und singen von neuem ihre schönen Lieder.

Friedr. Hofmann.

199. Im Herbst.

1. Rot wird das Laub am wilden Wein,
die Luft geht schon so herbstlich kühl.
Das Eichhorn sagt: »Jetzt fahr ich ein,
schon lose sitzt die Nuß am Stiel.«

2. Dem Sperling geht's nicht schlecht, er spricht
den ganzen Tag bald hier, bald dort.
Er sagt: »Die Schwalb' ist schon verreist.
Gut, daß sie fort! Gut, daß sie fort!«
3. Im Garten um den Rosenstrauch,
da klingt ganz anders das Gered'.
Ein Blümchen spricht: »Merkt ihr's nicht auch?
Es wird so still, so trüb, so öd.
4. Das Bienchen flog doch sonst so flink
bei uns umher — wo ist es nun?
Weiß eines was vom Schmetterling?
Der hatt' sonst hier so viel zu tun.«
5. Ein andres drauf: »Mir sinkt der Mut,
der Morgentau, der ist so kalt!«
Die Spinne sagt: »Es wird noch gut!
Ach, wenn's nur würd'! Und würd's nur bald!
6. Nur einmal noch, so wie es war,
nur ein paar sonn'ge Tage noch!
's wird nicht mehr viel — ich seh es klar,
und leben, leben möcht' man doch!«

J. Trojar.

200. Der Schwalben Lebewohl.

Die Kirchturmspitze scheint lebendig zu sein! So regt sich's darauf, so schwirrt es durcheinander, und ein gar trauriges Gezwitzcher ertönt dazwischen.

Die Schwalben nehmen Abschied! Hier versammeln sich die kleinen Reisenden und senden noch Grüße in die lieben Häuser, die ihre kleinen Nestchen so gerne aufnahmen und sie schützten. Sie blieben wohl lieber bei uns im freundlichen Dorfe, in der schönen Stadt. Aber der Herbst ist da und er treibt sie aus ihren traulichen Wohnungen, von den lieben Menschen, die alle die Schwalben gehegt und geliebt hatten.

Der Herbst droht mit Kälte und Hunger. Schon jetzt ist die Nahrung recht schmal geworden. Die Fliegen zogen

sich in die warmen Stuben der Menschen und in die Ställe zurück, die Mücken fanden wenig Sonnenschein und wagten sich nicht mehr hervor. Da hieß es gar eifrig umherfliegen, um von den Überbleibseln des Sommers noch etwas zu erhaschen. Darum heißt es: Fort, fort, fort, an einen andern Ort! Dort wird der Tisch wieder reich gedeckt sein. Aber wenn nur die Reise schon überstanden wäre!

Durch viele Länder geht es im raschen Fluge! Dann aber kommt erst der beschwerlichste Teil der ganzen Reise. Mit der schwachen Kraft des kleinen Geschöpfchens muß das unendlich große Wasser, das Meer, überseht werden. Wie unzähligemal müssen die kleinen Schwingen sich bewegen, um ans Ziel der Reise zu gelangen!

Viele junge Schwälbchen machen heuer das erste Mal den Weg. Wie wird ihnen bange sein, wenn sie die alte, liebe Heimat verlassen haben und fremde Länder durchstreifen!

Glück auf die Reise! liebe Schwalben. Werdet ihr auch alle wiederkommen, wenn der Lenz euch ruft?

Solange böse Menschen am Meere ihr abscheuliches Handwerk treiben, indem sie unsere Zugvögel massenweise, oft in grausamer Art, fangen und töten, wird wohl manche Schwalbe die Heimat nicht mehr sehen. — Adé! Adé!

M. Braunstein.

201. Der Baum im Herbste.

Armes Bäumchen! dauerst mich;
wie so bald
bist du alt.
Deine Blätter senken sich,
sind so bleich,
fallen gleich
von des kalten Windes Wehr'n,
du mußt nackt und bloß dasteh'n.

Bäumchen, nicht so traurig sei!
 Kurze Zeit
 währt das Leid
 und der Winter geht vorbei;
 bist nicht tot,
 grün und rot
 schmückt dich wieder übers Jahr
 Gottes Finger wunderbar.

Freihofer, Kinderbuch.

202. Nebel.

Heute morgen wachte ich früh auf. Ich guckte aus dem Fenster, weil ich sehen wollte, ob schönes Wetter sei. Aber was ist das? Ich sehe fast nichts! Wo ist der Turm unserer Kirche geblieben mit seinem schönen grünen Dache? Ist er heute Nacht umgefallen? Ich rufe: „Mutter! Mutter! Der Kirchturm ist weg! Der Turm ist umgefallen!“

Die Mutter kommt nicht, sie wäscht schon in der Küche auf.

Ich sehe nach den Häusern hinüber: sie sind ganz undeutlich, wie unter einem Schleier. Ich sehe auf die Straße hinunter, da gehen Leute zur Arbeit, aber ich kann sie nicht erkennen. Die Straße ist wie voll von Rauch.

Endlich lief ich zur Mutter in die Küche. Ich war ganz ängstlich. „Ja, das ist der Nebel,“ sagte die Mutter und lachte.

Ilse Frapan.

203. Die Aster.

Ein frommes Knäblein schlief einst in der Gartenlaube mitten unter den Blumen ein. Da träumte ihm, es kämen drei Engel zu ihm. Das Knäblein sprach mit ihnen und zeigte ihnen alle die schönen Blumen. Dann gab er jedem ein schönes Sträußchen und sagte zu ihnen: »Wenn ihr morgen wiederkommt, so bringt mir ein anderes Sträußchen von da droben mit! O, im Himmel müßt ihr ja viel schönere Blumen haben als wir auf der Erde!«

»Die haben wir auch,« antwortete ein Engel; »aber wir können sie nicht herunterbringen. Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind die Blumen des Himmels. Ein Körnchen von einer solchen Blume will ich dir morgen mitbringen; das wollen wir in die Erde pflanzen und dann sehen, was daraus wird.«

Die Engel verschwanden. Am andern Morgen aber kamen sie wieder und brachten ein hellschimmerndes Körnlein. Das gruben sie in die Erde und begossen es alle Morgen und Abende mit frischem Wasser. Und siehe, da erwuchs im Herbst eine schöne und bunte Blume von runder Gestalt, und sie hatte rings umher viele schmale Blättlein und sah gerade so aus wie ein Stern. Der Knabe trug der Blume Wasser zu und nannte sie mit dem himmlischen Namen Aster; denn Aster heißt Stern.

So hat es dem Büblein geträumt und wahrhaftig, das war ein himmlisch schöner Traum!

Nach Gubitz. (Gekürzt.)

204. Der erste Schnee.

Ei, du liebe, liebe Zeit,
 ei, wie hat's geschneit, geschneit!
 Ringsherum, wie ich mich dreh',
 nichts als Schnee und lauter Schnee!
 Wald und Wiesen, Hof und Hecken,
 alles steckt in weißen Decken!
 Und im Garten jeder Baum,
 jedes Bäumchen voller Flaum!
 Auf dem Sims, dem Blumenbrett
 liegt er wie ein Federbett!
 Auf den Dächern um und um
 nichts als Baumwoll' rings herum!
 Und der Schlot vom Nachbarhaus,
 wie possierlich sieht er aus:
 hat ein weißes Müllerkäppchen,
 hat ein weißes Müllerjöppchen!
 Meint man nicht, wenn er so raucht,
 daß er just sein Pfeiflein schmaucht?
 Und im Hof der Pumpenstock
 hat gar einen Zottelrock,

und die pudrige Perücke
 und den Haarzopf im Genicke
 und die ellenlange Nase
 geht schier vor bis an die Straße!
 Und gar draußen vor dem Haus!
 Wär nur erst die Schule aus!
 Aber dann, wenn's noch so stürmt,
 wird ein Schneemann aufgetürmt,
 dick und rund und rund und dick
 steht er da im Augenblick.
 Auf dem Kopf als Hut 'nen Tiegel
 und im Arm den langen Prügel
 und die Füße tief im Schnee:
 und wir rings herum, juche!
 Ei, ihr lieben, lieben Leut',
 was ist das heute eine Freud'!

Friedrich Güll.

205. Wie der Schnee sein weißes Kleid bekam.

Als der liebe Gott alles: Gras und Kräuter, Blumen und Bäume erschaffen, und allem schöne Farben gegeben hatte, erschuf er zuletzt noch den Schnee, die Luft, den Wind und das Wasser. — Zum Schnee, welcher darüber unzufrieden war, sagte er: »Du verdirbst und zerstörst so vieles. Wenn du ein farbiges Kleid willst, so suche dir selbst eins.«

Da ging der Schnee zum Grase und sprach: »Bitte, gib mir deine grüne Farbe!« Aber das Gras wollte es nicht. Dann ging er zur Rose und bat um ihr rotes Gewand, nachher zur Kornblume und dann zur Sonnenblume. Er bekam aber von keiner seine Farbe, denn sie hatten ihn nicht gern. Nun schämte er sich erst recht und ging betrübt in den Wald. Dort setzte er sich zum weißen Schneeglöcklein hin und klagte ihm sein Leid. Er sagte: »Wenn mir niemand seine Farbe gibt, so bin ich ja verachtet wie der Wind.« Da erbarmte sich das Schneeglöcklein und sagte: »Wenn dir mein weißes Mäntelchen recht ist, so kannst du es haben.« Mit großer Freude nahm es der Schnee und legte es an; und darum trägt er seitdem ein weißes Kleid.

Er ist aber nicht braver geworden. Allen Blumen tut er Böses, wo er sie antrifft, weil sie ihm ihre Farben nicht gegeben

haben; nur dem lieben, artigen Schneeglöcklein tut er nichts zuleide.

J. Staub.

206. Ein Staatsfeiertag.

»Mutter, morgen ist kein Unterricht,« rief Vlasta, als sie aus der Schule nach Hause kam.

»Warum denn nicht?« fragte die Mutter.

»Morgen gehen wir in die Kirche und feiern die Erinnerung an die Vereinigung aller Serben, Kroaten und Slowenen zu einem Königreiche. Das Fräulein Lehrerin erzählte uns heute in der Schule, wie lange sich verschiedene kluge und berühmte Männer bemühten, um dieses Königreich zu errichten. Viele sind seitdem gestorben oder im Kriege gefallen oder wegen ihrer Arbeit getötet worden. Wir aber haben bekommen, was sie sich nur wünschen durften und wofür sie leiden mußten.« So sprach das Mädchen und setzte freudig hinzu: »Und morgen gehen wir in die Kirche und danken dem lieben Gott für unser großes und schönes Königreich und beten für den König Alexander I., unsern geliebten Herrscher. Bitte, Mütterchen, morgen gibst du mir das neue Kleid, auch die anderen Kinder werden schön gekleidet kommen. Auf dem Schulhause wird eine lange Fahne wehen. Ich sah heute den Schuldiener, als er sie auf den Dachboden trug, um sie morgen auszustecken.«

Die Mutter freute sich über den Eifer ihres Kindes und versprach, zum Kirchgange alles aufs beste herzurichten.

Fr. Fink.

207. Schneelied.

Herbei, herbei zur großen Schlacht!

Viel Schnee ist nachts gefallen,

das hat Herr Winter brav gemacht,

nun läßt sich's herrlich ballen.

Und werden auch die Ohren rot

und frieren auch die Hände,

es hat dabei noch keine Not,

wir jubeln ohne Ende.

Wir führen Krieg mit frischem Schnee

und unf're Kugeln tun nicht meh.

208. Der Nordwind.

Der kalte Nordwind ging einmal spazieren, aber da er ein wilder Geselle war, so trieb er allerlei Unfug. Als er in den Garten kam, zauste er die Rose an den Haaren, der Lilie knickte er den Stengel, brach die Äpfel ab und warf die Birnen in den Kot. Im Felde trieb er es noch ärger. Da riß er die Kornähren ab, riß die Blätter von den Bäumen und streute sie in der Luft umher, ja, einen alten schwachen Baum stürzte er ganz um, daß die Wurzeln in die Höhe standen.

Da gingen die Leute hin und klagten dies dem Windkönig, der die Winde festhält und sie spazieren gehen läßt. Und sie erzählten ihm, was der wilde Nordwind getan und wie der Garten und das Feld über das Leid trauerten, das er ihnen zugefügt. Da ließ der König den Nordwind kommen und fragte ihn, ob es wahr sei, was die Leute sagten. Er konnte es nicht leugnen, denn im Garten und im Felde war es überall noch zu sehen, was er angerichtet hatte. Da fragte der König: »Warum hast du das getan?« Der Nordwind antwortete: »Ei, ich habe es nicht böse gemeint. Ich wollte spielen mit der Rose und mit der Lilie und den Äpfeln und den übrigen Früchten. Ich habe nicht gedacht, daß es ihnen weh tun würde.«

Da sagte der König: »Wenn du ein so grober Spieler bist, dann darf ich dich nicht mehr hinauslassen. Den ganzen Sommer über muß ich dich eingesperrt halten; im Winter aber, wenn es keine Blumen und keine Blätter und keine Früchte mehr gibt, dann magst du hinausgehen und spielen. Ich sehe, du passest nur für das Eis und den Schnee, aber nicht für die Blumen und die Früchte.«

Aus dem »Fabelbüchlein.«

209. Rätsel.

1.

Weiß wie Kreide, leicht wie Flaum,
weich wie Seide, feucht wie Schaum —
was ist das?

2.

In der Luft, da fliegt es,
 auf der Erde, da liegt es,
 auf dem Baume, da sitzt es,
 in der Hand, da schwigt es,
 auf dem Ofen zerläuft es.
 Wer gescheit ist, begreift es. Dresbner Lesebuch.

210. **Sanft Nikolaus.**

Dich bitt' ich, Sanft Nikolaus, recht sehr,
 in meinem Hause auch einkehr',
 bring Bücher, Kleider und Schuh'
 und gute Sachen viel dazu.
 Ich will ja lernen wohl
 und fromm sein, wie ich soll. Des Knaben Wunderhorn.

211. **Weihnachten.**

Christkindlein ist kommen
 mit goldenem Schein,
 es trug eine Tanne
 ins Zimmer hinein.
 Es hing süße Kuchen
 und Äpfel dran auf
 und zündete niedliche
 Wachlichtlein an.
 Was unter dem Christbaum
 gebreitet da lag,
 was immer die Kinder
 erfreuen nur mag.
 Hier Kleider, dort Wäsche,
 ein schützendes Tuch,
 bei Puppen und Spielen
 manch nützliches Buch.
 Wie springen so fröhlich
 die Kinder daher!
 Und rufen: »Wir danken,
 lieb Christkindlein, sehr!«

212. Das Christkind.

- | | |
|---|---|
| 1. Alle Jahre wieder
kommt das Christuskind
auf die Erde nieder,
wo wir Menschen sind. | 2. Kehrt mit seinem Segen
ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen
mit uns ein und aus. |
|---|---|

3. Ist auch mir zur Seite
still und unerkant,
daß es treu mich leite
an der lieben Hand.

Wilhelm Hey.

213. Das Christbäumchen.

Die Bäume hatten einmal einen Streit untereinander, welcher von ihnen den Vorzug verdiene.

Da trat die Eiche hervor und sagte: „Seht mich an, ich bin hoch und dick und habe viele Äste und meine Zweige sind reich an Blättern und an Früchten.“

„Früchte hast du wohl,“ sagte der Pfirsichbaum, „aber es sind nur Früchte für die Schweine; die Menschen mögen nichts davon wissen. Aber ich, ich liefere meine rotbackigen Pfirsiche auf die Tafeln der Könige.“

„Das hilft nicht viel,“ sagte der Apfelbaum, „von deinen Pfirsichen werden nur wenige Leute satt, auch dauern sie nur wenige Wochen, dann werden sie faul und niemand kann sie mehr brauchen. Da bin ich ein anderer Baum, ich trage alle Jahre meine Äpfel. Die brauchen sich nicht zu schämen, wenn sie auf eine vornehme Tafel gesetzt werden, aber sie machen auch die Armen satt. Man kann sie den ganzen Winter im Keller aufbewahren oder kann sie im Ofen dörren oder kann Wein davon bereiten. Ich bin der nützlichste Baum.“

„Das bildest du dir ein,“ sagte die Tanne. „Mit meinem Holze heizt man die Öfen und baut die Häuser, mich schneidet man zu Brettern und macht Tische, Stühle,

Schränke, ja sogar Kähne und Schiffe daraus; dazu bin ich im Winter nicht so fahl wie ihr, ich bin das ganze Jahr grün und schön. Und wenn es Weihnachten wird, dann kommt das Christkindchen und hängt goldene Nüsse und Äpfel an meine Zweige. Und über mich freuen sich die Kinder am allermeisten.“

Wilh. Curtman.

214. Der Christbaum der Vögel.

Wenn das Christkind am Abend kommen soll, ist der Tag sehr lang, viel länger als alle anderen Tage. Hans und Christel wußten gar nicht mehr, was sie machen sollten, kein Spiel wollte ihnen gefallen. Endlich kam der Vater heim. Hans und Christel sprangen ihm entgegen und riefen: »Vater, wird es noch nicht Abend werden?« »Ihr müßt geduldig sein, aber damit euch die Zeit schneller vergeht, wollen wir einen Christbaum aufputzen,« antwortete der Vater. »Ja, ja,« jubelten die Kinder. »Also schnell, Mantel an und Mützen auf!« befahl der Vater. Gleich waren die Kinder bereit. Der Vater steckte einige Päckchen in die Taschen und sie gingen hinter das Haus zu einer kleinen Tanne, die dort wie ein Christbaum stand. Mit glänzendem Schnee war sie schon geschmückt. Der Vater sprach: »Die Tanne hier sollt ihr zum Christbaum machen.« »Für wen denn?« fragten die Kinder erstaunt. »Für die Vögel,« erwiderte der Vater und zog die Päckchen aus der Tasche. Sie enthielten Sämereien und Mehlwürmer. Er befestigte kleine Papierkörbchen an die Zweige und die Kinder füllten sie mit dem Vogelfutter. An die oberste Spitze des Bäumchens wurde ein Bündel dicker Weizenähren gebunden. Hans meinte, nun sollten noch Kerzen angesteckt werden. Doch der Vater sagte: »Auf dem Christbaum der Vögel brauchen keine Lichter zu brennen. Die Vögel gehen zeitig schlafen und am Weihnachtsmorgen werden sie schon verstehen, für wenn das Bäumchen bereitet ist.« Inzwischen war es dunkel geworden. Als die Kinder heimkamen, brauchten sie nicht mehr lang auf das Christkind zu warten.

F. Mayer. (Gekürzt.)

215. Das Eis.

Wenn die Menschen eine Brücke über einen Fluß haben wollen, so bauen sie daran manchmal länger als ein Jahr. Der

liebe Gott kann das schneller. Es ist schon vorgekommen, daß er alle Gewässer eines Landes in einer einzigen Winternacht mit festen Brücken bedeckt hat. Und diese Eisbrücken sind so blank und glatt, als wären sie vom Tischler gehobelt und poliert worden.

Wir Kinder haben das Eis recht gern; denn wir können mit Schlittschuhen und auch ohne sie so schnell darauf hingleiten wie ein Wagen auf der Eisenbahn. Zuweilen fällt man freilich tüchtig darauf hin; aber das schadet nicht viel. Schlimmer läuft es dagegen ab, wenn das Eis unter uns bricht und wir ins Wasser fallen. Ist das Wasser tief und nicht gleich ein Erwachsener in der Nähe, so kommt man leicht unter das Eis und ertrinkt. So gern ich auch Schlittschuh laufe, so werde ich doch nicht eher auf das Eis gehen, als bis es ganz fest und dick geworden ist.

Lüben.

216. Schlittenfahrt.

1. Die Schellen klingen hell und rein, kling, ling!
Die Peitsche knallet lustig drein, kling, ling!
Die Pferdchen zieh'n im raschen Lauf,
drum setzt euch in den Schlitten auf! Kling, ling!
2. Wie weht so scharf der kalte Wind! Hallo!
Wie saust der Schlitten hin geschwind! Hallo!
Vorüber fliegen Feld und Baum
so schnell, daß wir sie sehen kaum. Hallo!
3. Was springt dort auf, vom Schall erschreckt? O je!
Ein Häschen ist's, lag tief versteckt im Schnee.
Nun läuft es fort, so schnell es kann;
es fürchtet wohl den Jägersmann. O je!
4. Es singt im Wald kein Vogel mehr so froh,
nur Krähen krächzen um uns her, kro, kro!
Der Winter macht uns wohlgenut —
ob er's wohl auch den Vögeln tut so froh?
5. Der Baum ist kahl, dem Tier ist kalt. Ja, ja!
Sie denken: Wär' der Frühling bald doch da! —
Gäb's nur im Lenz noch Schlittenbahn,
wir wünschten auch den Lenz heran. Ja, ja!

R. Löwenstein.

217. Winter im Garten.

Tiefer Schnee liegt im Garten. Die Bäume liegen kahl da und auf den entlaubten Ästen und Zweigen hüpfst die muntere Kohlmeise umher, ein niedliches Vögeln mit einem schwarzen Käppchen. Von allen Seiten beguckt es die Stämme und Äste, pickt bald da, bald dort mit dem spitzigen Schnäbelchen an der Rinde. Gewiß hat es winzige Eierchen von Insekten oder kleine Käupchen entdeckt, die in den Rissen der Rinde verborgen sind. Bald stellt sich auch die zierliche Blaumeise ein, die etwas kleiner und auch seltener ist als die Kohlmeise.

Der fecke Spatz, der im Sommer sein Geschrei so laut und aufdringlich erschallen läßt, ist auch still geworden. Er sitzt ruhig auf seinem Ästchen, sträubt sein graues Gefieder und zieht sein Köpfchen ein. Ja, Hunger tut weh! Und unsere Vögeln verspüren ihn in der harten Winterszeit oft recht bitter. Darum streut den Vögeln Futter, wo es nur möglich ist! Reich lohnt sich die kleine Mühe. Denn die Vögeln werden bald zutraulich, kommen heran bis an das Fenster, blicken euch gar freundlich an und erfreuen euch im Sommer durch ihren Gesang. Bald haben sie den Futterplatz recht lieb gewonnen und stellen sich in großer Gesellschaft ein.

Ist der Winter sehr kalt und rauh, so kommen auch seltener Gäste, die während eines milden Winters im Walde verbleiben. Da ist es vor allem der Sumpfschnäbler, der durch sein schönes Kleid sofort auffällt, denn blutrot erglänzt seine Unterseite. Hier und da kann man auch den Kernbeißer mit seinem gewaltigen, dicken Schnabel sehen. Probiert es einmal und legt ihm Kirsch- oder Zwetschkenkerne hinaus! Vielleicht könnt ihr beobachten, wie er die festen, harten Schalen zerquetscht, um den Samen heraus zu bekommen.

Da es bei einem solchen Futterhäuschen ohne Zank nicht abgeht, werden dabei auch manche Sämereien hinuntergestreut. Aber auch da stellen sich Gäste ein, wie die Finken und

Ammerlinge, die sorgsam die letzten Körner von dem Boden auflesen.

J. Heinz.

218. Sperling im Schnee.

Knabe: „Vogel, wie ist es so kalt!

Sprich doch, erfrierst du nicht bald?“

Sperling: „Bin noch ganz munter in dieser Zeit,
hab' ein gar warmes Federkleid;
fliege gar fröhlich her und hin,
ist mir so warm als dir wohl drin.“

Kind, das dachte: „So ist's schon gut.“

Faßte sich gleich einen frischen Mut,
hatte ja auch sein warmes Kleid,
lief und spielt' eine schöne Zeit,
fragte gar wenig nach Eis und Schnee;
tat ihm drum doch keine Ader weh.

W. Sey.

219. Glatteis.

Dichter, grauer Nebel liegt schon einige Tage wie ein schmutziges Tuch auf den Straßen und Gassen. Diese sind ganz schlüpfrig, kotig und naß. Die Zweige der Bäume und Sträucher hängen voll heller Wassertropfen, obwohl es nicht geregnet hat.

Jetzt aber erhebt sich ein kalter Wind; die Wassertropfen an den Zweigen gefrieren und die Gassen und Straßen überziehen sich mit einer feinen, glatten Eisschichte. Man muß vorsichtig auftreten, um nicht auszugleiten und zu fallen.

Da kommt ein schwerbeladener Wagen dahergefahren. Die armen Pferde können kaum weiter; sie finden mit ihren eisenbeschlagenen Hufen keinen festen Halt auf dem Eise. Der Kutscher schlägt unbarmherzig mit der Peitsche auf sie los. Aber obwohl sie sich noch so sehr abmühen, sie kommen nur langsam und schwer vorwärts. Jeden Augenblick meint man, sie würden stürzen. Und siehe da! wirklich ist soeben eines ausgerutscht und gestürzt. Zum Glück hat es sich nicht verletzt. Es rafft sich auf und das mühevollen Fortkommen beginnt von neuem. Wie leicht hätte es sich einen Fuß brechen können! Es hätte dann große Schmerzen gelitten und man hätte es töten müssen.

Da kommt ein zweites Fuhrwerk daher; bei dem gehen aber die Pferde ganz sicher, trotzdem sie auch schwer zu ziehen haben. Rasch ist der erste Wagen eingeholt. — Wie kommt das?

Der Kutscher des ersten Wagens war eben ein fauler, nachlässiger und roher Geselle, der es versäumte, die Hufeisen seiner Pferde beim Schmiede, wie man sagt, scharf machen zu lassen, damit die Tiere festen Fuß fassen und sicher gehen können.

Der zweite Kutscher jedoch, ein braver und umsichtiger Mensch, war auch gegen die armen Tiere gefühlvoll und scheute nicht den Weg zum Hufschmiede. Deshalb zogen seine Pferde auch den Wagen so sicher und rasch, daß sie den ersten in kurzer Zeit weit hinten ließen. Der Kutscher gebrauchte seine Peitsche gar nicht. —

So soll man immer, wo man kann, den armen Tieren ihr ohnehin schweres Dasein erleichtern.

Nach R. Braun.

220. Das Büblein auf dem Eise.

1. Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher
und spricht so zu sich leis:
„Ich will es einmal wagen,
das Eis es muß doch tragen.“
Wer weiß?
2. Das Büblein stampft und hacket
mit seinen Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket
und krach! schon bricht's hinein.
Das Büblein platscht und krabbelt
so wie ein Krebs und zappelt
mit Schrei'n.
3. „O helft, ich muß versinken
in lauter Eis und Schnee!
O helft, ich muß ertrinken
im tiefen, tiefen See!“
Wär' nicht ein Mann gekommen,
der sich ein Herz genommen,
o weh!

4. Der packt es bei dem Schopfe
und zieht es dann heraus;
vom Fuße bis zum Kopfe
wie eine Wassermaus
das Büblein hat getropfet,
der Vater hat's geklopset
zu Haus.

U. G 511.

221. Gedente der Vögel im Winter!

1. Komm zum Fenster, liebe Kleine,
bringe Körnlein mit und Brot!
Schau, im Hof dort auf dem Steine
liegt ein Vöglein, — es ist tot.
2. Eingefroren jedes Körnchen,
jeder Futterplatz verschneit!
„Nur ein Krümchen! nur ein Körnchen!“
flehn die Sänger weit und breit.
3. Gib ein Körnchen, gib ein Krümchen,
streu's vor unsres Hauses Tür!
Und der Frühling schenkt ein Blümchen
und ein Vogellied dafür.
4. Und das ruft: „Zum Lenzesfeste
komm ins frische Grün geschwind!“
Doch das Schönste, Allerbeste
schenkt dir selbst dein Herz, mein Kind!

Emil Rittershaus.

222. Vogel am Fenster.

An das Fenster klopft es: „Pick! pick! Macht mir doch auf einen Augenblick! Dicht fällt der Schnee, der Wind geht kalt, habe kein Futter, erfriere bald. Liebe Leute, o laßt mich ein, will auch immer recht artig sein!“

Sie ließen ihn ein in seiner Not; er suchte sich manches Krümchen Brot, blieb fröhlich manche Woche da. Doch als die Sonne durchs Fenster sah, da saß er immer so traurig dort; sie machten ihm auf — Hup! war er fort.

Wilhelm Hey.

223. Zum Neujahrstag.

1. Ich wünsche euch
zum neuen Jahr
viel Glück und Heil
für immerdar!
2. Es schenk' euch Gott
die ganze Zeit
das täglich Brot
und was euch freut!
3. Nie drück' die Not
ein gutes Herz;
bewahr' es Gott
vor jedem Schmerz!

224. Neujahr.

Ein neues Jahr hat angefangen,
der liebe Gott hat's uns geschenkt.
Viel hundert Jahr' sind hingegangen,
seit er an seine Menschen denkt
und hört nicht auf, für uns zu sorgen,
und wird nicht müde, was er tut,
und weckt und stärkt uns alle Morgen
und gibt so viel und ist so gut.
Auch sieht er heut vom Himmel nieder
auf mich und jedes kleine Kind
und hilft auch dieses Jahr uns wieder,
so lang wir gut und folgsam sind.
Du, lieber Gott, kannst alles machen:
willst du mich machen treu und gut,
willst du mich dieses Jahr bewachen,
daß nie dein Kind was Böses tut?

Wilhelm Sey-

225. Rätsel.

Ein Baum hat zwölf Äste,
jeder Ast hat vier Nester,
in jedem Nest sind sieben Junge.

226. Sprichwörter.

1. Quäle nie ein Tier zum Scherz,
denn es fühlt wie du den Schmerz.
2. Wo ich bin und was ich tu',
sieht mir Gott, mein Vater, zu.

VIII. Unsere Heimat.

227. Heimatsort.

1. Ich lieb' das schöne Örtchen, wo ich geboren bin;
hier blüht mein junges Leben,
von Lieben rings umgeben;
hab' immer heitren Sinn.
2. Wie lieb ist mir das Örtchen, wie freue ich mich sein!
wenn auf dem Bühl ich stehe
und seine Häuser sehe,
entzückt nenn' ich's dann mein.
3. O guter Vater droben, beschütz' den Heimatsort
und segne ihn mit Frieden!
Viel Gutes sei beschieden
der Heimat fort und fort!
4. So will ich immer liebend für dieses Örtchen fleh'n.
Und muß ich's lange meiden,
wie will ich dann mit Freuden
Zur Heimat wieder gehn.

H. Adam v. K a m p.

228. Die Heimat.

Meine Heimat ist ein Teil unseres großen Vaterlandes, des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen.

Ich liebe meine Heimat, ich liebe daher auch mein Vaterland. Ich kenne zwar bisher nur einen kleinen Teil des Vaterlandes; wenn ich aber groß sein werde, will ich auch die übrigen Gebiete meines weiten und schönen Vaterlandes bereisen, um es noch mehr schätzen und lieben zu lernen.

In meinem Vaterlande wohnen Serben, Kroaten und Slowenen, aber auch Deutsche und noch andere Volksstämme. Für alle ihre Untertanen sorgen in gleich liebevoller Weise unser guter König Alexander I. und unsere schöne, junge Königin Maria.

Sie wohnen in Beograd, sie waren aber auch schon hier in meiner Heimat und wurden überall freudigst begrüßt. Ich bete oft, Gott möge unser liebes Königspaar immer beschützen.

Die Fahne meines Vaterlandes hat drei Farben: blau, weiß und rot. An den Staatsfeiertagen und bei anderen Festlichkeiten weht von unserem Schulhause eine dreifarbige Fahne; auch am Rathause, an der Post usw., sowie an vielen Privathäusern sind dann solche Fahnen zu sehen.

Ich ehre und liebe unsere blau-weiß-rote Fahne und werde nie dulden, daß sie jemand beleidigt.

Fr. Fink.

229. Die Liebe zur Heimat.

»Heimat, o Heimat,

Heimat, wie bist du so schön!«

sangen die Kinder in der Schule. Ein Wanderer, der eben bei dem Schulhause vorbeigehen wollte, blieb stehen und hörte andächtig zu, bis der letzte Ton verklungen war. Dann ging er sinnend weiter. Das Lied paßte gerade für ihn. Vor langer Zeit war er fortgezogen aus dem Vaterhause, um sich in der Fremde umzusehen. In seinem Heimatsorte gefiel es ihm nicht mehr. Fern von dem Orte, wo er geboren war, wo seine lieben Eltern, seine Verwandten und Bekannten lebten, wollte er sich eine neue, eine bessere Heimat suchen.

Und nun? Er war in vielen Ländern gewesen, hatte ferne Städte und fremde Menschen kennen gelernt, aber nirgends hatte sein Herz Ruhe gefunden. Der Gedanke an die Heimat, an sein teures Vaterhaus, an seine Eltern, kurz an alles, was er als liebe Erinnerung an die Heimat in der Seele trug, dieser Gedanke begleitete ihn allüberall. Schließlich konnte er der Sehnsucht nicht mehr widerstehen, er packte seine notwendigste Habe zusammen und setzte sich auf ein Schiff und dann auf die Eisenbahn, die ihm dem Heimatsorte zuführte. Von der letzten Station aus war er zu Fuß hiehergewandert. Bei jedem Schritte sah er altbekannte und langvermißte Felder und Wiesen, Berge,

Bäche und Ortschaften. Da war die Wiese, wo er so oft Frühlingsblumen gesucht, dort der Bach, aus dem er die glatten, runden Kieselsteine zu holen pflegte. An dem Spielplatze kam er vorbei und gedachte der schönen Stunden, welche er mit fröhlichen Genossen dort zugebracht hatte, dann kam er auch zur Schule, wo er Tag für Tag gewesen war und hörte das Lied, das alles sagte, was er in der Fremde gefühlt und was ihn dann mit Gewalt nach Hause gezogen hatte.

Nun beschleunigte er seinen Schritt, noch eine Straßenbiegung — und vor ihm lag sein liebes Vaterhaus, der schönste Ort in der schönen Heimat. Vor dem Hause war niemand zu sehen, seine Lieben waren wohl alle in der Stube. Leise klinkte er die Türe auf; ja, da saß der Vater bei seiner Zeitung und las der Mutter vor, die am Fenster eifrig nähte.

»Mutter!« rief der Wanderer mit bewegter Stimme. Ein Schrei — und was nun folgte, wissen wir alle und jedes von euch, liebe Kinder, kann nun selbst weitererzählen.

Auch unsere Heimat ist schön. Ihr wißt jetzt noch gar nicht, wie schön sie ist. Erst wenn ihr einmal längere Zeit fern von der Heimat sein werdet, dann wird euch der Sinn des Liedes aufgehen, welches die Schüler sangen. Dann werdet ihr auch verstehen, wie mächtig die Liebe zur Heimat ist und wie bittere Schmerzen das »Heimweh« bereiten kann. Und ihr werdet gewiß einst mit bewegter Seele die Worte des Dichters wiederholen:

»Heimat, o Heimat,
Heimat, wie bist du so schön!«

Fr. Fink.

230. In der Heimat ist es schön.

1. In der Heimat ist es schön!
Auf der Berge lichten Höhen,
auf den schroffen Felsenpfaden,
auf der Fluren grünen Saaten,
wo die Herden weidend gehn,
in der Heimat ist es schön!

2. In der Heimat ist es schön!
 Wo die Lüfte reiner wehn,
 wo des Baches Silberwelle
 murmelnd hüpfst von Stell' zu Stelle,
 wo der Eltern Häuser stehn,
 in der Heimat ist es schön!

3. In der Heimat ist es schön!
 Über jenen lichten Höhen,
 wo der Kindheit frohe Stunden
 uns so ungetrübt entschwunden,
 über jenen lichten Höhen,
 in der Heimat ist es schön!

Julius Krebs.

231. Klein Hänschen.

Hänschen klein
 geht allein
 in die weite Welt hinein,
 Stock und Hut
 steht ihm gut
 ist auch wohlgemut.
 Aber Mutter weinet sehr,
 hat ja nun kein Hänschen mehr.
 „Wünsch' dir Glück!“
 sagt ihr Blick,
 „Komm' nur bald zurück!“
 Viele Jahr',
 trüb und klar,
 Hänschen in der Fremde war.
 Da besinnt
 sich das Kind,
 ziehet heim geschwind.
 Doch, nun ist's kein Hänschen mehr,
 nein, ein großer Hans ist er.
 Braungebrannt
 Stirn und Hand.
 Wird er wohl erkannt?
 Eins, zwei, drei
 geh'n vorbei,
 wissen nicht, wer das wohl sei.

Schwester spricht:

„Welch' Gesicht!“

kennt den Bruder nicht.

Kommt daher die Mutter sein,
sieht ihm kaum in's Aug' hinein,
ruft sie schon:

„Hans, mein Sohn!“

Grüß dich Gott, mein Sohn!“

232. Die Weltgenden.

Anton hatte noch keinen Sonnenaufgang gesehen. Auf seine wiederholten Bitten versprach der Vater, ihn am nächsten Morgen sehr früh zu wecken und dann mit ihm auf den nahen Hügel zu gehen, von wo aus man einen weiten Ausblick hatte.

Es tagte kaum, als der Vater den Knaben weckte. Anton erwachte, sprang rasch aus dem Bette, zog flugs seine Kleider und Schuhe an und war bereit. Dann machten sie sich auf den Weg. Nach einer halben Stunde standen sie auf dem Gipfel des Hügels. Graue Nebel lagen noch auf den Fluren. Eine Seite des Himmels wurde allmählich heller und heller, die Wolken färbten sich gelb, dann rot. Dies verkündete die Ankunft der Sonne. Bald erob sie sich in all ihrer Pracht hinter den Bergen hervor und begann ihren täglichen Lauf am Himmel.

Der Vater erklärte nun: »Siehst du, Anton, dort in der Ferne rund um uns scheint es, als ob sich Himmel und Erde in einer Kreislinie berührten. In der Schule wirst du erfahren, daß dies in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Diese scheinbare Linie nennen wir Gesichtskreis oder Horizont. Die Sonne geht am Horizonte auf, und zwar immer in der gleichen Himmelsgegend, im Osten. Dann steigt sie höher und höher, steht zu Mittag gegen Süden und geht dann im Westen unter. Die Himmelsgegend, in der wir die Sonne niemals sehen und welche dem Süden gegenüberliegt, nennt man Norden. Osten, Süden, Westen und Norden sind die vier Himmels- oder Weltgenden.«

Anton merkte sich gut, was ihm der Vater gesagt hatte. Wieder zu Hause angelangt, wiederholte er der Mutter, was er gehört hatte.

233. Hinaus in die Ferne!

Der Vater stand mit den Kindern auf dem Gipfel des Hügels, von dem aus man die Stadt und ihre ganze Umgebung sehr gut sehen konnte. Es war ein schönes Bild, das sich von der untergehenden Herbstsonne vergoldet den Blicken bot. Unten die Stadt mit ihrer Häusermenge, daran anschließend grüne Wiesen und braune Felder, weiter draußen ein Wald und dann noch Berge, die in weiter, blauer Ferne das Bild begrenzten.

Dort ganz draußen wand sich eben ein Eisenbahnzug wie eine Schlange durch die Wiesen dahin. Immer kleiner und kleiner wurde er, schließlich sah man nur noch eine weiße Rauchwolke und dann verschwand auch diese.

„Wohin fährt wohl dieser Zug?“ fragte Josef. „Nach Süden über die Grenze unseres Vaterlandes bis an das Meer,“ entgegnete der Vater.

„Kann man da noch weiter?“

„Mit der Eisenbahn nicht mehr, wohl aber mit Schiffen.“

„Ist der Weg weit?“

„Freilich, sehr weit. Die Schiffe fahren wochen- und monatelang auf dem weiten Meere dahin, ehe sie wieder zum Festlande kommen.“

„Dort ist dann wohl das Ende der Welt? Nicht war?“

„Ach nein, mein Kind, da sind große Länder und dahinter wieder große Meere, wie viele und welche, will ich dir jetzt nicht sagen, weil du mich noch nicht verstehen würdest. In der Schule wird der Herr Lehrer in der Erdkundestunde dies alles erzählen und euch die Länder und Meere auf der Landkarte zeigen.“

„Komme ich nie in diese Länder?“

„Warum nicht? Wenn du groß bist, ist es gewiß auch möglich, daß du Reisen unternimmst und fremde Länder kennen lernst. Jetzt aber merke dir gut, was du in der Schule in der Heimatkunde und später in der Erdkunde hörst, damit du weißt, was du einst in der weiten Welt sehen kannst.“

„Das will ich tun. Wenn ich dann groß bin, werde ich Seemann. Diese kommen in alle Länder und sicher auch bis an das Ende der Welt.“

Fr. Fint.

234. Mahnspruch.

Wie die Schwalbe aus dem Süden
wiederkehrt ins alte Nest,
halte du mit treuem Herzen
an der teuren Heimat fest!

Hans Fraungruber.

235. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen.

1. Denk an! das Büblein ist einmal spazierengegangen im Wiesental.
Da wurd' es müd gar sehr
und sagt': »Ich kann nicht mehr!
Wenn nur was käme
und mich mitnähme!«
2. Da ist das Bächlein geflossen kommen
und hat das Büblein mitgenommen.
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt
und hat gesagt: »So gefällt mir's jetzt!«
3. Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt,
das hat das Büblein gespürt gar bald;
es hat's gefroren gar sehr,
es hat gesagt: »Ich kann nicht mehr!
Wenn nur was käme
und mich mitnähme!«
4. Da ist das Schiffllein geschwommen kommen
und hat das Büblein mitgenommen;
das Büblein hat sich aufs Schiffllein gesetzt
und hat gesagt: »Da gefällt mir's jetzt!«
5. Aber siehst du! das Schiffllein war schmal,
das Büblein denkt: Da fall' ich einmal.
Da fürcht't es sich gar sehr
und sagt': »Ich mag nicht mehr!
Wenn nur was käme
und mich mitnähme!«
6. Da ist die Schnecke gekrochen kommen
und hat das Büblein mitgenommen;
das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt
und hat gesagt: »Da gefällt mir's jetzt!«
7. Aber denkt! die Schnecke war kein Gaul,
sie war im Kriechen gar zu faul.
Dem Büblein ging's so langsam daher,
es sagt': »Ich mag nich mehr!
Wenn nur was käme
und mich mitnähme!«

8. Da ist der Reiter geritten kommen
und hat das Büblein mitgenommen.
Das Büblein hat sich hinten auf's Pferd gesetzt
und hat gesagt: »So gefällt mir's jetzt!«
9. Aber gib acht! das ging wie der Wind,
es ging dem Büblein gar zu geschwind.
Es hopst drauf hin und her
und schreit: »Ich kann nicht mehr!
Wenn nur was käme
und mich mitnähme!«
10. Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen
und hat das Büblein mitgenommen.
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch,
dort hängt das Büblein und zappelt noch.

— — —
Kind:

»Ist denn das Büblein gestorben?«

»Nein, es zappelt ja noch.

Morgen gehn wir naus und tun's runter.«

Fr. Rückert.

236. Die Entstehung der Stadt Maribor.

Vor alten Zeiten stand auf dem Pyramidenberge bei Maribor ein festes Schloß, das Obermarchburg hieß. Es diente zum Schutze gegen feindliche Angriffe und war der Wohnsitz der Herren von Obermarchburg.

Am Fuße des Berges siedelten sich mit der Zeit immer mehr Leute an, die von den mächtigen Burgherren beschützt wurden. Diese Ansiedlungen bildeten zuerst ein Dorf, dann einen Markt und endlich im 13. Jahrhunderte eine Stadt. Zur größeren Sicherheit gegen die Feinde wurde die Stadt mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben. Die gesunde Luft, der fruchtbare Boden und die billigen Preise der Lebensmittel verschafften dem freundlichen Städtchen ein rasches Aufblühen.

Im Jahre 1528 wurde die Burg auf dem Berge, die jedem Feinde getrotzt hatte, vom Blitze getroffen und brannte ab. Lange Zeit blieb der Berg mit den Resten des mächtigen Baues bedeckt.

Später ließ Heinrich, Graf von Brandis, die massenhaft angehäuften Ziegel und Steine hinwegführen. Als der Schutt weggeräumt war, bepflanzte man die Südseite des Hügels mit Reben.

Zur Erinnerung an die Burg aber errichtete man die kleine Marienkapelle, welche noch heute den Gipfel des Berges zielt. Hinter der Kapelle befindet sich der einstige Schloßbrunnen, aus welchem jetzt Winzer ihren Wasserbedarf holen.

Dieser Brunnen stand angeblich einst durch einen unterirdischen Gang mit der Burg in der Stadt in Verbindung.

237. Die Pest in Maribor.

Im Jahre 1680 wütete in der Stadt Maribor jene schreckliche Krankheit, die man Pest nennt. Maribor zählte damals 1000 Einwohner, von welchen in kurzer Zeit 360 vom Tode ereilt wurden. Alle Herzen waren voll Trauer, Angst und Sorge und manches Gelübde stieg aus gequälter Brust zum Himmel empor. Mehrere fromme Familien gelobten ein Kirchlein auf dem Kalvarienberge zu bauen, damit Gott der Krankheit Einhalt gebiete. Betend trugen Frauen und Mädchen in ihren Schürzen Sand, Steine und Kalk zum Baue den Berg hinan und eifrig arbeiteten die Bürger selbst an dem frommen Werke. Bald war das Kirchlein, welches man der hl. Barbara weihte, vollendet und blickte freundlich ins Tal hinab. Unterdessen war auch die Pest aus den Mauern der Stadt gewichen.

Auch die Mariensäule auf dem Glavni trg stammt aus jenen banger Tagen.

238. Die Bäckerin Murmann.

Als im Jahre 1680 die Pest in Maribor herrschte, waren alle Verkaufsläden geschlossen, weil man die Verbreitung der Krankheit fürchtete. Durch das Schließen der Bäckerläden aber entstand Brotmangel in der Stadt. Nur die wackere Bäckerin Murmann, welcher das Haus Nr. 24 in der Koroska cesta gehörte, betrieb ihr Geschäft fort. Unerschrocken reichte sie den Kunden das Gebäck auf eisernen Schaufeln aus dem Fenster und nahm hiefür das Geld in einem mit Eßig gefüllten Schöpflöffel in Empfang. Die Münzen wurden hierauf sorgfältig gereinigt und erst dann in die Kasse gelegt. Den Armen aber schenkte die brave Frau das Brot mit freudigem Herzen. Sichtbar ruhten dafür Gottes Schutz und Segen auf ihrem ganzen Hause, denn es war das einzige von der Stadt, das von der Pest verschont blieb.

239. Der Grajski trg in Maribor im vorigen Jahrhundert.

Vor hundert Jahren sah der Grajski trg in Maribor anders aus als heute. Die Häuser waren niedriger, ihre Türen und Fenster bedeutend kleiner. Schaufenster fehlten damals noch gänzlich. Vor jedem Hause befand sich eine Steinbank. An schönen Sommerabenden saßen die Hausbewohner auf diesen Bänken und besprachen die Ereignisse des Tages.

In der Nähe der Plakatsäule in der Mitte des Platzes stand eine hohe Säule, auf welcher der hl. Florian thronte. Mehrere Heiligenstatuen umgaben sie. Rings um das Denkmal dehnte sich eine Grasfläche aus, welche den Kindern als Spielplatz diente.

Vor dem Gasthause »Pri črnem orlu« standen oft schwer beladene Lastwagen, welche Waren aus Trst oder Wien nach Maribor brachten. Um diese herum tummelten sich die Fuhrleute in ihren blauen Leinenkitteln. Neben der Burgkapelle befand sich das eiserne Burgtor, auf welchem jener Marmorlöwe ruhte, der noch heute im Burghofe zu sehen ist. Im Nordosten war der Grajski trg durch ein festes Doppeltor, das sogenannte Grazer- oder Ulrichstor abgeschlossen. Darauf stand ein hölzernes Häuschen, in dem der jeweilige Torwächter wohnte. Der letzte Hüter des Tores, der dort hauste, war ein ehrsamer Schneidermeister.

240. Der Teich im Stadtparke in Maribor.

Am Ostrande des Stadtparkes von Maribor ist ein Teich, der sein Wasser von einem kleinen Bächlein erhält, welches von den Hügeln herüber durch den Park fließt. Der Abfluß ist nicht zu sehen, weil das Wasser unter der Erde weitergeleitet wird. Die Stelle, wo das Wasser den Teich verläßt, ist überbrückt. Hier ist ein beliebter Aufenthalt aller jener Leute, die den Fischen, den Enten und dem Schwane Futter streuen.

Seht, da kommt der Schwan! Langsam und ruhig schwimmt er daher. Er spiegelt sich im Wasser und steckt den langen, schön gebogenen Hals tief hinab in die Flut, um sich ein Fröstück zu fischen. Und erst die Enten! Sie halten sich am liebsten in der Nähe der Brücke auf, weil sie wissen, daß von dem gestreuten Futter auch für sie etwas abfällt. Da zanken sie

denn um jedes Bröcklein und schlagen unbarmherzig aufeinander los, um ja das größte Stück zu erhaschen.

Im Wasser des Teiches geht es gar lustig zu. Da tummeln sich die Fische munter umher. Die Karpfen fühlen sich gar wohl in dem ruhigen Wasser. Am liebsten verstecken sie sich im Schilfe inmitten des Teiches. Feinde haben sie nicht zu befürchten, ihr schlimmster Feind, der Hecht, kann nicht zu ihnen und so führen sie ein sehr gemütliches und friedvolles Dasein.

Fr. Fink.

241. Die Johannesglocke im Domturme zu Maribor.

Im Domturme zu Maribor befinden sich mehrere Glocken, von welchen die größte „St. Johannes“ getauft worden ist. Sie hat ein Gewicht von 55 q und führt die Aufschrift: „Im Namen Gottes bin ich durch die große Hitze und Feuerflammen geschmolzen; Conradus Schneider aus Cilli hat mich gegossen.“ Dann folgt die Jahreszahl 1710.

Beim Gusse reichte das Glockengut nicht aus, um die Form zu füllen. Meister Conradus mußte daher sein Werk nochmals beginnen. Leider aber konnte er das fehlende Metall nicht erlangen. In dieser Not brachten die Frauen Maribors ihr Silbergerät herbei, um es schmelzen zu lassen. Als auch dies noch nicht genügte, lösten sie ihre Silbergürtel vom Gewande, nahmen Ketten, Spangen und Ringe ab und widmeten sie opferwillig zur Glockenspeise. Nun aber füllte sich die Form, der Guß gelang, und eine Glocke von so reinem, hellem Klange, wie man bisher keine gehört, rief bald darauf die Gläubigen zum Gebete.

Die Johannesglocke bekam im Jahre 1921 einen Sprung, wodurch der Wohlklang ungemein litt. Sie wird wahrscheinlich umgegossen werden müssen.

242. Die Natternkönigin.

In der Gegend von Kamnica bei Maribor teilt sich die Drawa in zwei Arme, welche eine mit hohen Eichen und Ulmen bewachsene Insel einschließen, die nach einem ehemaligen Besitzer Felberjev otok genannt wird.

Wie die Sage erzählt, wurde die Insel einst von einer großen Schlange bewohnt. Sie war die Königin der Nattern und trug ein kostbares von Edelsteinen glänzendes Krönlein auf

dem Kopfe. Da geschah es einst, daß die Tochter eines Ritters von Limbuš einem armen, aber kühnen Ritter versprach, seine Frau zu werden, wenn er der Natternkönigin das Krönlein raube und sie dann selbst am Hochzeitstage damit schmücke. Der Ritter versprach das Krönlein zu bringen und noch am selben Tage schwamm er durch den Fluß. Als er die Insel betrat, fand er die Natternkönigin auf einem sonnigen Rasenplatze schlafend vor. Sie hatte das Krönlein vor sich im Grase liegen und regte sich nicht. Leise ergriff der Ritter das Kleinod und spaltete dann der Schlange mit seinem Schwerte den Kopf. Als er aber die Insel mit seinem Raube wieder verlassen wollte, da fand er viele hundert Nattern am Ufer, die sich alle an ihn herandrängten, um den Tod ihrer Königin zu rächen. Rasch stürzte sich der Ritter in den Fluß und glaubte sich schon gerettet. Die gereizten Tiere schwammen ihm aber nach, schlangen sich um seinen Leib und zogen ihn samt der Beute in die Tiefe.

Der Ritter kehrte nicht wieder. Das Ritterfräulein, das ihn in den Tod geschickt hatte, grämte sich darüber so sehr, daß man ihm bald darauf statt des begehrten Krönleins einen Totenkranz auf das Haupt legen mußte. Die Insel wird noch heute von zahlreichen Nattern bewohnt, die um den Tod ihrer Königin trauern.

243. Sv. Areh na Pohorju.

Auf dem Pohorje, tief im Urwalde drinnen und entfernt von den Menschenhütten, hauste vor Zeiten ein Bauer, ein gar trotziger, böser Mann, der alle Menschen haßte, selbst Weib und Kind darben ließ und dem Gesinde den verdienten Lohn entzog. Niemand konnte es bei ihm aushalten; er trieb es immer ärger, so daß Knechte und Mägde, zuletzt gar auch Weib und Kind ihn verließen.

Da war er nun ganz allein. Aber anstatt in sich zu gehen, freute er sich nur dieser Einsamkeit und zählte beim Lampenscheine sein Gold, seine Schätze, die er sich bei Tage auf eine jedermann unbekannte Weise erworben.

Einst in später Nachtstunde, als der Bauer eben wieder seinen Reichtum in den Säcken und in der Truhe überblickte, klopfte es ans Fenster. Ein Wanderer, welcher sich verirrt

hatte, bat um Einlaß und um ein Stückchen Brot. Der Geizhals aber reichte ihm spottend anstatt des Brotes einen Stein zum Fenster hinaus. Da verwünschte der Wandersmann den hartherzigen Bauern und entfernte sich hierauf.

Die gerechte Strafe für diese herzlose Tat blieb nicht aus. Es kam der Winter; eine ungeheure Schneemasse bedeckte bald den ganzen Zug des Pohorje und des Geizigen Behausung wurde fast vollständig eingeschneit. Doch machte dies dem Bauer keinen Kummer; er glaubte ja Holz genug zu haben, um sich die Stube den ganzen Winter hindurch erwärmen zu können, und für den Durst hatte er Wein im Keller, für den Hunger Brot im Schranke. Aber als er nach dem Brote griff, war dieses Stein geworden. Jetzt hatte er nichts zu essen und mußte voraussichtlich verhungern. Da gedachte der hartherzige Mann des armen Wanderers, dem er anstatt des Brotes nur einen Stein gegeben hatte; er erinnerte sich an dessen Verwünschung, die nun eingetroffen war und erkannte darin die gerechte Strafe für seinen Frevel und seinen Übermut.

Sein trotziger Sinn war gebrochen; er gelobte Gott, sich zu bessern und dem Sv. Areh (St. Heinrich) zu Ehren ein Kirchlein zu erbauen, wenn ihn der Himmel aus dieser Pein erlöse. Und siehe da! sein Gelübde fand Erhörung; das versteinerte Brot wurde wieder weich und genießbar.

Zur schuldigen Danksagung erbaute der Bauer das Kirchlein Sv. Areh na Pohorju und ward nun wieder ein ordentlicher Mensch.

J. S. Seidl.

244. Vurberg bei Ptuj.

Nordwestlich von Ptuj erhebt sich auf einem steilen Hügel hoch über der Drawa das feste Schloß Vurberg (Wurmberg).

Wie die Bezeichnung »Wurm« in den Namen des Schlosses kam, erzählt die nachstehende Sage:

Vor vielen Jahrhunderten hielt sich im Walde in der Nähe von Vurberg ein Lindwurm auf. Er verbreitete weit umher Furcht und Schrecken, weil er Menschen und Tiere tötete und verzehrte. Viele Ritter, die auf der Burg wohnten, versuchten das Untier zu erlegen. Weil sie aber ein gottloses Leben führten und nur auf die eigene Kraft vertrauten, so zersplitterten ihre Waffen an dem schuppenbedeckten Körper des grausigen Tieres.

Es trug sich aber zu, daß ein frommer Pilger auf seiner Heimreise aus dem Heiligen Lande auf dem Schlosse übernachtete. Er hörte von dem Unheile, das die Umgebung betroffen hatte, faßte sich ein Herz, umgürtete unter frommen Gebeten sein geweihtes Schwert und ging getrost in den Kampf. Und siehe! Gott war mit ihm. Sein Schwert durchdrang den Schuppenpanzer des gewaltigen Tieres, das unter furchtbarem Gebrülle den steilen Berghang hinabstürzte und in den Fluten der Drawa verschwand. Der Weg, den der Lindwurm den Berg hinunter genommen hatte, ist noch heute als tiefer Graben am Bergabhange zu sehen.

245. Der Wassermann.

In der Ljubljana bei Ljubljana soll vor Zeiten ein Wassermann gehaust haben; in den Tiefen des Flusses hatte er sein kristallenes Schloß. In mond hellen Nächten erschien er vielen Schiffern und Fischern. Es geschah auch, daß er Menschen, die nichts Geweihtes am Leibe trugen und die in der Finsternis von der Straße gegen den Fluß zu abirrten, mit sich in das Wasser zog. Manchmal stieg der Wassergeist auch bei hellem Tage aus dem Wasser und begab sich in menschlicher Gestalt unter die Leute. Dann war er gewöhnlich schwarz gekleidet und trug einen langen, ebenfalls schwarzen Rock.

Vor vielen Jahren wurde bei dem Brunnen auf dem Stari trg in Ljubljana eine Festlichkeit abgehalten, an der sich die Bewohner der Stadt in großer Zahl beteiligten. Die Jugend ergötzte sich auch am Tanze. Da erschien ein schöner, vornehm gekleideter Jüngling, den niemand kannte, und mischte sich unter die Tanzenden. Schließlich bat er Ursula, das schönste Mädchen von Ljubljana, um einen Tanz. Bald drehte sich das Paar nach dem Klange der Fiedeln. Immer schneller und schneller wurde der Tanz, immer näher und näher kamen die beiden Tanzenden an das Ufer der Ljubljana heran. Als sie hart am Rande des Wassers angelangt waren, sprang der Jüngling in den Fluß und zog das erschrockene Mädchen nach sich.

Die bestürzten Zuschauer eilten herbei, konnten aber nicht mehr helfen. Man sah weder das Mädchen noch den Jüngling jemals wieder.

Nach Valvasor.

246. Der Brand in Kočevje.

Um die Stadt Kočevje führte in früheren Zeiten eine hohe Mauer, welche den Feinden die Eroberung der Stadt erschweren, wenn nicht unmöglich machen sollte. Den türkischen Horden, von denen die Stadt öfter heimgesucht wurde, gelang es einige Male, in die Stadt einzudringen. Nach jedem Überfalle wurde die Ringmauer eilends wieder in Stand gesetzt.

Mehr Schaden als die feindlichen Einfälle richteten in der Stadt verheerende Brände an. Im August des Jahres 1596 erlitt die Bewohner ein solches Unheil. Ein Mädchen ging in der Küche mit dem Feuer so unvorsichtig um, daß zunächst das Haus in Brand geriet, dann aber infolge des heftigen Windes das Feuer auch noch weiter um sich griff. In kurzer Zeit stand die ganze Stadt in Flammen. Die Kirche verbrannte; das Schloß wurde stark beschädigt. Die Glocken in der Kirche schmolzen, ebenso auch die Kanonen auf den Festungswällen. Die Mauertürme stürzten ein, sogar die festen Ringmauern begannen zu zerfallen. Die ganze Stadt war vollständig zerstört.

Die Bewohner verloren ihre gesamte Habe. An die Rettung irgend eines Besitztumes war infolge der raschen Ausbreitung des Brandes nicht zu denken. Die Stadtgemeinde mußte sich an den Kaiser um Hilfe wenden. Viele Jahre vergingen, bevor die Stadt einigermaßen wieder hergestellt werden konnte.

247. Der brave Soldat.

Ein Soldat, der auf Vorposten stand, wurde in einer dunklen Nacht unversehens von feindlichen Soldaten überfallen, entwaffnet und gefangen genommen. Sie nahmen ihn in die Mitte, richteten die Bajonette auf ihn und befahlen ihm, sie sogleich in das Lager zu führen. Tue er dies, so solle ihm das Leben geschenkt sein; beim geringsten Laute jedoch, den er von sich gäbe, müßten sie ihn auf der Stelle durchbohren.

Der Soldat ging anscheinend willig mit; er wußte aber wohl, was er tun wollte. Sowie sie an die Lagerwachen kamen und er glauben konnte, daß er gehört würde, schrie er mit lauter Stimme: „Hallo, Kameraden, hier sind Feinde!“ Im Augenblick war das ganze Lager auf den Beinen und der Überfall wurde vorbereitet; den

treuen Soldaten aber fand man, von vielen Stichen durchbohrt, auf derselben Stelle tot liegen, wo er seinen Warnungsruf ausgestoßen hatte.

Nach H. Caspari.

248. Der kleine Soldat.

1. Trum, trum, trum,
der Tambour geht um!
Er weckt die Schläfer aus dem Traum
und wirbelt unterm Apfelbaum:
He, Apfelbaum, bist munter?
Wirf mir ein Äpflein 'runter!
2. Trum, trum, trum,
der Tambour geht um!
Hei, Kameraden, exerziert
und mutig 'gen den Feind marschirt:
den Strauch voll Stachelbeeren,
den woll'n wir tapfer leeren.
3. Trum, trum, trum,
der Tambour geht um!
Nun, Mütterlein, nimm dich in acht
und halte bei den Ruchen Wacht —
Sind sie auch gut geraten?
Es hungert die Soldaten.

Hans Fraungruber.

249. König und Soldat.

Als König Peter, der Vater unseres geliebten Königs Alexander I., einst vor der Übermacht der Feinde fliehen mußte, führte der Weg ihn und seine treuen Soldaten über weite vereiste, schneebedeckte Gebirge. Der König ruhte inmitten seiner Getreuen, müde und hungrig wie sie selbst. Die Nahrungsmittel waren ausgegangen und frische konnte man nicht herbeischaffen, weil man trachten mußte, schnell fortzukommen.

Ein Soldat besaß noch ein Stück trockenes Brot. Er hatte es für die größte Not aufbewahrt. Als er nun sah, daß sein König, den er wie alle Soldaten über alles verehrte und liebte, Hunger litt, stand er sofort auf, reichte dem Könige das Brot und sagte: »Nimm, mein König, ich bitte dich, und iß! Ich sehe, daß du der Nahrung bedarfst.«

Der greise Herrscher lehnte gerührt die Gabe des braven Soldaten ab und sagte: »Vielen Dank, mein Sohn! Doch sieh, du hast dein Haus, deine Familie, deine gesamte Habe, ja deine Heimat verloren. Dein letztes Stück Brot kann ich nicht nehmen, vielleicht rettet es dein Leben. Iß nur und stärke dich für den weiteren Weg! Ich hoffe aber, daß wir bald bessere Tage sehen werden.« Bei diesen Worten drückte er kräftig die Hand des einfachen Soldaten, der über die Ehre ganz glücklich war.

Des vielgeprüften Königs Wunsch erfüllte sich bald. Die besseren Tage kamen wirklich und er zog nicht nur in sein Land Serbien ruhmbedeckt wieder ein, sondern wurde König aller Serben, Kroaten und Slowenen und damit auch unser Herrscher.

Nach G a n g l »Čitanka«.

250. Die Soldaten.

1. Da kommen die Soldaten in gleichem Schritt und Tritt; darf keiner stehen bleiben, sie müssen alle mit.

2. Der Tambour schlägt die Trommel, der Hauptmann geht voran, und dort der Fahnenträger schwingt hoch die stolze Fah'n'.

3. Die Flinte auf der Schulter, den Säbel an der Seit', marschieren die Soldaten hinaus zum blut'gen Streit.

— — —

Wenn ich erst groß geworden, so groß als wie ein Mann, daß ich die Flinte tragen und recht marschieren kann: dann sollt ihr einmal sehen, dann geh' ich wacker mit, marschier' mit den Soldaten in gleichem Schritt und Tritt.

G. Chr. Dieffenbach.

251. Krieg im Lande.

1. Wer will unter die Soldaten,
der muß haben ein Gewehr.
Daß muß er mit Pulver laden
und mit einer Kugel schwer.
2. Der muß an der linken Seiten
einen scharfen Säbel ha'n,
daß er, wenn die Feinde streiten,
schießen und auch fechten kann.

3. Einen Gaul zum Galoppieren —
und von Silber auch zwei Sporn,
Zaum und Zügel zum Regieren,
wenn er Sprünge macht im Zorn.

4. Einen Schnurrbart an der Nasen,
auf dem Kopfe einen Helm. —
Sonst, wenn die Trompeten blasen,
ist er nur ein armer Schelm.

Friedrich Güll.

252. Zum Geburtstage des Königs. (17. Dezember.)

1. Die Fahnen weh'n, Musik erschallt
heut an des Königs Feste;
zur Kirche eilen jung und alt,
geschmückt aufs allerbeste.
Und dürfen alle treten ein,
so können wir Kleinen auch noch hinein,
zu ehren Alexander, den König.

2. Nun singen all, froh klingt's hinaus:
»Dich, Herr und Gott, wir loben.
O, segne den König und auch sein Haus,
du Vater im Himmel droben!«
Und dürfen alle stimmen ein,
so können wir Kleinen auch Sänger sein:
»Gott segne Alexander, den König!«

3. Mit klingendem Spiel Soldaten zieh'n
und Freudenschüsse knallen.
»Hoch, der König in Beograd!«
hört brausend man's erschallen.
Und stimmen alle jubelnd ein,
so dürfen wir Kleinen auch Rufer sein:
»Hoch lebe Alexander, der König!«

Nach Dr. Ferdinand Wendt.

253. Gebet für den König und die Königin.

1. O, Vater in der Höhe,
erhöre, was wir fleh'n:
Laß über unserm Königspaar
Dein Auge offen steh'n!

2. Schütz' sie auf ihren Wegen
mit Deiner starken Hand
und segne reich in Gnaden
Sie und das Vaterland!

254. Die Volkshymne: Bože pravde.

Bože pravde, Ti što spase
od propasti dosad nas,
čuj i odsad naše glase,
i odsad nam budi spas!

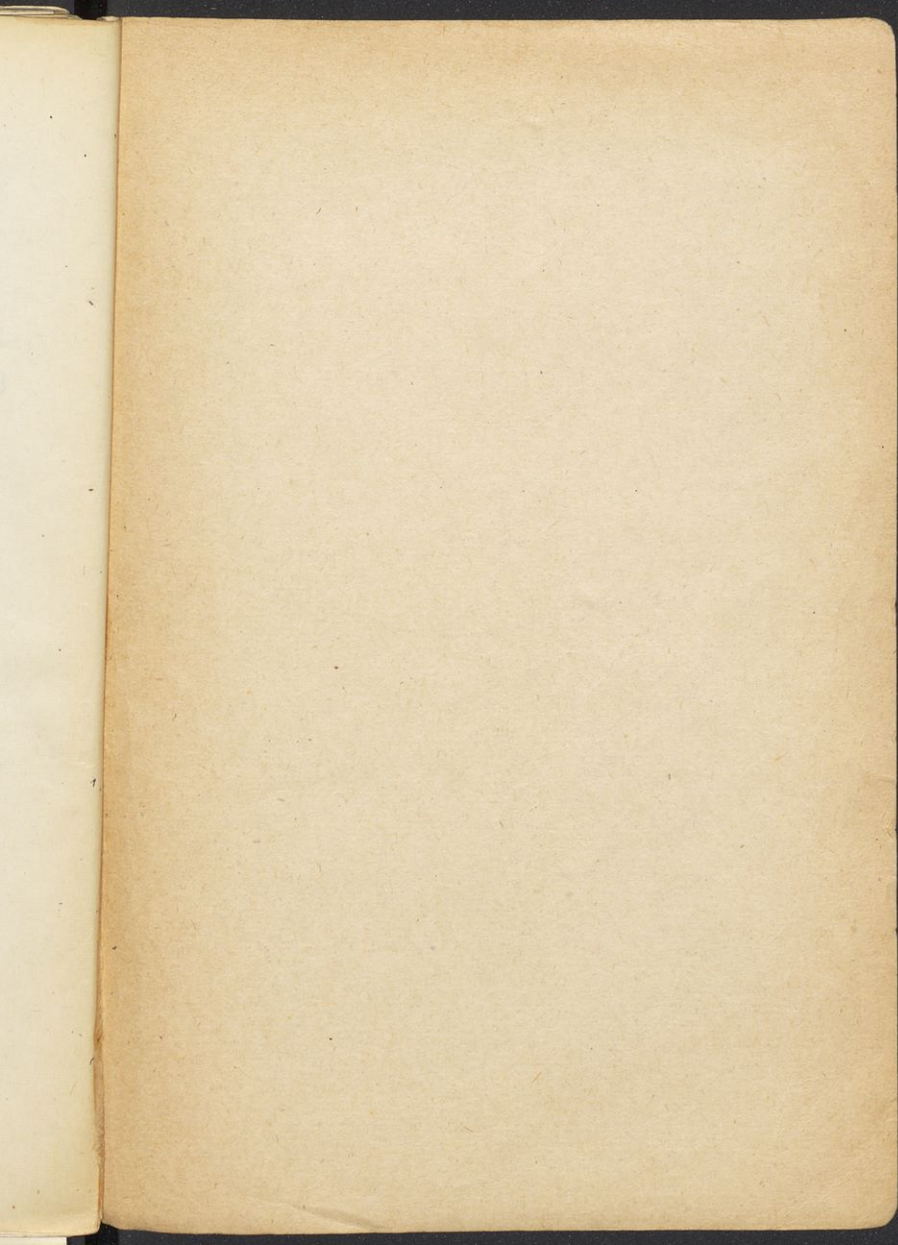
Močnom rukom vodi, brani
budućnosti naše brod;
Bože, spasi, Bože, hrani
našeg kralja i naš rod!

— — —

(Freie Übersetzung:)

Gott des Rechtes, der gerettet
vom Verfall uns bisher,
hör auch ferner unsre Stimmen,
ferner auch erlöse uns!

Starker Hand du führe, schütze
unsrer Zukunft Schicksalsschiff;
Gott errette, Gott erhalte
unsern König, unser Volk!



UNIVERZITETNA KNJIŽNICA MARIBOR

21059/2.1922

COBISS *



000514298

ZA ČITALNICO